IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR SIGM. FREUD

REDIGIERT VON
OTTO RANK u. DR HANNS SACHS

I. JAHRGANG / 1912
HEFT 3. AUGUST



1912
HUGO HELLER & CIE
LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

PROSPEKT

Ein Rätsel, das die Wißbegierde der Menschheit seit Jahrtausenden gereizt und ihr seit Jahrtausenden widerstanden hatte, ist von der Psychoanalyse bereits gelöst worden: sie hat die Deutung des Traumes ergründet und den Nachweis geführt, daß er nicht ein wirres Gemenge zusammenhangloser Bilder und Worte sei, sondern, wie das Altertum und der Volksaberglaube dunkel ahnten, ein bedeutungsvolles Erzeugnis psychischer Kräfte.

Aber nicht nur das Erzeugnis eines einzelnen Menschengeistes, wie es der Traum und das ihm im Innersten verwandte Kunstwerk ist, muß eine wahre Seelenkunde durchleuchten können, auch was Dasein und Form dem Zusammenwirken einer unzählbaren Menge von Einzelseelen verdankt, die das Streben nach demselben Ziel zu einer geistigen Einheit verschmolzen hat, wie SPRACHE UND SITTE, RELIGION UND RECHT, fällt in ihren Bereich.

Darum werden sich mit dem Schlüssel der psychoanalytischen Technik auch in vielen anderen Wissenschaften versperrte Türen öffnen und Probleme ergründen lassen, an denen die Fachgelehrsamkeit, nicht minder aber JEDER EINZELNE GEBILDETE den stärksten Anteil nimmt. Wir nennen hier nur jene Geistesgebiete, in denen schon heute ein Versuch gelang: ÄSTHETIK, LITERATUR- UND KUNSTGESCHICHTE, MYTHOLOGIE, PHILOLOGIE, PÄDAGOGIK, FOLKLORE, KRIMINALISTIK, MORALTHEORIE UND RELIGIONSWISSENSCHAFTEN.

Was aber bisher nur in einzelnen Streifzügen geschehen konnte, soll jetzt Ordnung, Dauer und eine sichere Stätte finden. Über die neuentdeckten Gebiete, auf die die Psychoanalyse ihren Fuß gesetzt hat, muß nun auch der Pflug regelmäßiger Arbeit geführt werden. Dazu soll unsere Zeitschrift dienen. Sie wird sich in buntester Mannigfaltigkeit allen Geisteswissenschaften widmen, so daß jedermann die Probleme des Faches, das ihm am nächsten steht, darin behandelt finden wird. Die Einheitlichkeit wird durch die gemeinsame Beziehung zur Psychoanalyse gewahrt werden, durch die jedes Problem in neue Zusammenhänge eingefügt wird.

REDAKTION UND VERLAG.

Für die REDAKTION bestimmte Zuschriften und Sendungen wollen an Dr. HANNS SACHS, Wien, / XIX/1, Peter-Jordangasse 76, adressiert werden. /

„IMAGO" erscheint vorläufig SECHSMAL jährlich im Gesamtumfang von etwa 30 Bogen und kann für M. 15·— = K 18·— pro Jahrgang durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage HUGO HELLER & CIE. in Wien, I. Bauernmarkt 3, abonniert werden. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN
HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR S. FREUD

I. 3. SCHRIFTLEITUNG: OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1912

Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker.

Von SIGM. FREUD.

II.

Das Tabu und die Ambivalenz der Gefühlsregungen.

Tabu ist ein polynesisches Wort, dessen Übersetzung uns Schwierigkeiten bereitet, weil wir den damit bezeichneten Begriff nicht mehr besitzen. Den alten Römern war er noch geläufig; ihr sacer war dasselbe wie das Tabu der Polynesier. Auch das ἅγος der Griechen, das Kodausch der Hebräer muß das nämliche bedeutet haben, was die Polynesier durch ihr Tabu, viele Völker in Amerika, Afrika (Madagaskar), Nord- und Zentral-Asien durch analoge Bezeichnungen ausdrücken.

Uns geht die Bedeutung des Tabu nach zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander. Es heißt uns einerseits: heilig, geweiht, anderseits: unheimlich, gefährlich, verboten, unrein. Der Gegensatz von Tabu heißt im Polynesischen noa = gewöhnlich, allgemein zugänglich. Somit haftet am Tabu etwas wie der Begriff einer Reserve, das Tabu äußert sich auch wesentlich in Verboten und Einschränkungen. Unsere Zusammensetzung »heilige Scheu« würde sich oft mit dem Sinn des Tabu decken.

Die Tabubeschränkungen sind etwas anderes als die religiösen oder die moralischen Verbote. Sie werden nicht auf das Gebot eines Gottes zurückgeführt, sondern verbieten sich eigentlich von selbst; von den Moralverboten scheidet sie das Fehlen der Einreihung in ein System, welches ganz allgemein Enthaltungen für notwendig erklärt und diese Notwendigkeit auch begründet. Die Tabuverbote entbehren jeder Begründung; sie sind unbekannter Herkunft; für uns unverständlich, erscheinen sie jenen selbstverständlich, die unter ihrer Herrschaft stehen.

W u n d t* nennt das Tabu den ältesten ungeschriebenen Gesetzeskodex der Menschheit. Es wird allgemein angenommen, daß das Tabu älter ist als die Götter und in die Zeiten vor jeder Religion zurückreicht.

Da wir einer unparteiischen Darstellung des Tabu bedürfen, um dieses der psychoanalytischen Betrachtung zu unterziehen, lasse ich nun einen Auszug aus dem Artikel »Taboo« der »Encyclopedia Britannica«** folgen, der den Anthropologen N o r t h c o t e W. T h o m a s zum Verfasser hat.

»Streng genommen umfaßt tabu nur *a*) den heiligen (oder unreinen) Charakter von Personen oder Dingen, *b*) die Art der Beschränkung, welche sich aus diesem Charakter ergibt und *c*) die Heiligkeit (oder Unreinheit), welche aus der Verletzung dieses Verbotes hervorgeht. Das Gegenteil von tabu heißt in Polynesien ‚n o a', was ‚gewöhnlich' oder ‚gemein' bedeutet . . .

»In einem weiteren Sinne kann man verschiedene Arten von Tabu unterscheiden: 1. Ein n a t ü r l i c h e s oder direktes Tabu, welches das Ergebnis einer geheimnisvollen Kraft (M a n a) ist, die an einer Person oder Sache haftet; 2. ein m i t g e t e i l t e s oder indirektes Tabu, das auch von jener Kraft ausgeht, aber entweder *a*) erworben ist, oder *b*) von einem Priester, Häuptling oder sonst wem übertragen; endlich 3. ein Tabu, das zwischen den beiden anderen die Mitte hält, wenn nämlich beide Faktoren in Betracht kommen, wie z. B. bei der Aneignung eines Weibes durch einen Mann. Der Name Tabu wird auch auf andere rituelle Beschränkungen angewendet, aber man sollte alles, was besser religiöses Verbot heißen könnte, nicht zum Tabu rechnen.«

»Die Z i e l e des Tabu sind mannigfacher Art: Direkte Tabu bezwecken *a*) den Schutz bedeutsamer Personen, wie Häuptlinge, Priester, und Gegenstände u. dgl. gegen mögliche Schädigung; *b*) die Sicherung der Schwachen — Frauen, Kinder und gewöhnlicher Menschen im allgemeinen — gegen das mächtige Mana (die magische Kraft) der Priester und Häuptlinge; *c*) den Schutz gegen Gefahren, die mit der Berührung von Leichen, mit dem Genuß gewisser Speisen usw. verbunden sind; *d*) die Versicherung gegen die Störung wichtiger Lebensakte, wie Geburt, Männerweihe, Heirat, sexuelle Tätigkeiten; *e*) den Schutz menschlicher Wesen gegen die Macht oder den Zorn von Göttern und Dämonen***; *f*) die Behütung Ungeborener und kleiner Kinder gegen die mannigfachen Gefahren, die ihnen infolge ihrer besonderen sympathetischen Abhängigkeit von ihren Eltern drohen, wenn diese z. B. gewisse Dinge tun oder Speisen zu sich nehmen, deren Genuß den Kindern besondere Eigenschaften übertragen könnte. Eine andere

* Völkerpsychologie, II. Band, »Mythus und Religion«, 1906, II, p. 308.
** Elfte Auflage, 1911. — Daselbst auch die wichtigsten Literaturnachweise.
*** Diese Verwendung der Tabu kann auch als eine nicht ursprüngliche in diesem Zusammenhange beiseite gelassen werden.

Verwendung des Tabu ist die zum Schutz des Eigentums einer Person, seiner Werkzeuge, seines Feldes usw. gegen Diebe.«

»Die Strafe für die Übertretung eines Tabu wird wohl ursprünglich einer inneren, automatisch wirkenden Einrichtung überlassen. Das verletzte Tabu rächt sich selbst. Wenn Vorstellungen von Göttern und Dämonen hinzukommen, mit denen das Tabu in Beziehung tritt, so wird von der Macht der Gottheit eine automatische Bestrafung erwartet. In anderen Fällen, wahrscheinlich infolge einer weiteren Entwicklung des Begriffes, übernimmt die Gesellschaft die Bestrafung des Verwegenen, dessen Vorgehen seine Genossen in Gefahr gebracht hat. So knüpfen auch die ersten Strafsysteme der Menschheit an das Tabu an.«

»Wer ein Tabu übertreten hat, der ist dadurch selbst tabu geworden. Gewisse Gefahren, die aus der Verletzung eines Tabu entstehen, können durch Bußhandlungen und Reinigungszeremonien beschworen werden.«

»Als die Quelle des Tabu wird eine eigentümliche Zauberkraft angesehen, die an Personen und Geistern haftet, und von ihnen aus durch unbelebte Gegenstände hindurch übertragen werden kann. Personen oder Dinge, die tabu sind, können mit elektrisch geladenen Gegenständen verglichen werden; sie sind der Sitz einer furchtbaren Kraft, welche sich durch Berührung mitteilt und mit unheilvollen Wirkungen entbunden wird, wenn der Organismus, der die Entladung hervorruft, zu schwach ist, ihr zu widerstehen. Der Erfolg einer Verletzung des Tabu hängt also nicht nur von der Intensität der magischen Kraft ab, die an dem Tabu-Objekt haftet, sondern auch von der Stärke des Mana, die sich dieser Kraft bei dem Frevler entgegensetzt. So sind z. B. Könige und Priester Inhaber einer großartigen Kraft, und es wäre Tod für ihre Untertanen, in unmittelbare Berührung mit ihnen zu treten, aber ein Minister oder eine andere Person von mehr als gewöhnlichem Mana kann ungefährdet mit ihnen verkehren, und diese Mittelspersonen können wiederum ihren Untergebenen die Annäherung gestatten, ohne sie in Gefahr zu bringen. Auch mitgeteilte Tabu hängen in ihrer Bedeutung von dem Mana der Person ab, von der sie ausgehen; wenn ein König oder Priester ein Tabu auferlegt, ist es wirksamer, als wenn es von einem gewöhnlichen Menschen käme.«

Die Übertragbarkeit eines Tabu ist wohl jener Charakter, der dazu Veranlassung gegeben hat, seine Beseitigung durch Sühnezeremonien zu versuchen.

»Es gibt permanente und zeitweilige Tabu. Priester und Häuptlinge sind das erstere, ebenso Tote, und alles, was zu ihnen gehört hat. Zeitweilige Tabu schließen sich an gewisse Zustände an, so an die Menstruation und das Kindbett, an den Stand des Kriegers vor und nach der Expedition, an die Tätigkeiten des Fischens und Jagens u. dergl. Ein allgemeines Tabu kann auch

wie das kirchliche Interdikt über einen großen Bezirk verhängt werden und dann jahrelang anhalten.«

*

Wenn ich die Eindrücke meiner Leser richtig abzuschätzen weiß, so getraue ich mich jetzt der Behauptung, sie wüßten nach all diesen Mitteilungen über das Tabu erst recht nicht, was sie sich darunter vorzustellen haben, und wo sie es in ihrem Denken unterbringen können. Dies ist sicherlich die Folge der ungenügenden Information, die sie von mir erhalten haben, und des Wegfalls aller Erörterungen über die Beziehung des Tabu zum Aberglauben, zum Seelenglauben und zur Religion. Aber anderseits fürchte ich, eine eingehendere Schilderung dessen, was man über das Tabu weiß, hätte noch verwirrender gewirkt, und darf versichern, daß die Sachlage in Wirklichkeit recht undurchsichtig ist. Es handelt sich also um eine Reihe von Einschränkungen, denen sich diese primitiven Völker unterwerfen; dies und jenes ist verboten, sie wissen nicht warum, es fällt ihnen auch nicht ein, danach zu fragen, sondern sie unterwerfen sich ihnen wie selbstverständlich und sind überzeugt, daß eine Übertretung sich von selbst auf die härteste Weise strafen wird. Es liegen zuverlässige Berichte vor, daß die unwissentliche Übertretung eines solchen Verbotes sich tatsächlich automatisch gestraft hat. Der unschuldige Missetäter, der z. B. von einem ihm verbotenen Tier gegessen hat, wird tief deprimiert, erwartet seinen Tod und stirbt dann in allem Ernst. Die Verbote betreffen meist Genußfähigkeit, Bewegungs- und Verkehrsfreiheit; sie scheinen in manchen Fällen sinnreich, sollen offenbar Enthaltungen und Entsagungen bedeuten, in anderen Fällen sind sie ihrem Inhalt nach ganz unverständlich, betreffen wertlose Kleinigkeiten, scheinen ganz von der Art eines Zeremoniells zu sein. All diesen Verboten scheint etwas wie eine Theorie zugrunde zu liegen, als ob die Verbote notwendig wären, weil gewissen Personen und Dingen eine gefährliche Kraft zu eigen ist, die sich durch Berührung mit dem so geladenen Objekt überträgt, fast wie eine Ansteckung. Es wird auch die Quantität dieser gefährlichen Eigenschaft in Betracht gezogen. Der eine oder das eine hat mehr davon als der andere und die Gefahr richtet sich geradezu nach der Differenz der Ladungen. Das Sonderbarste daran ist wohl, daß, wer es zustande gebracht hat, ein solches Verbot zu übertreten, selbst den Charakter des Verbotenen gewonnen, gleichsam die ganze gefährliche Ladung auf sich genommen hat. Diese Kraft haftet nun an allen Personen, die etwas Besonderes sind, wie Könige, Priester, Neugeborene, an allen Ausnahmszuständen wie die körperlichen der Menstruation, der Pubertät, der Geburt, an allem Unheimlichen wie Krankheit und Tod, und was kraft der Ansteckungs- oder Ausbreitungsfähigkeit damit zusammenhängt.

»Tabu« heißt aber alles, sowohl die Personen als auch die

Örtlichkeiten, Gegenstände und die vorübergehenden Zustände, welche Träger oder Quelle dieser geheimnisvollen Eigenschaft sind. Tabu heißt auch das Verbot, welches sich aus dieser Eigenschaft herleitet, und Tabu heißt endlich seinem Wortsinn nach etwas, was zugleich heilig, über das Gewöhnliche erhaben wie auch gefährlich, unrein, unheimlich umfaßt.

In diesem Wort und in dem System, das es bezeichnet, drückt sich ein Stück Seelenleben aus, dessen Verständnis uns wirklich nicht nahe gerückt erscheint. Vor allem sollte man meinen, daß man sich diesem Verständnis nicht nähern könne, ohne auf den für so tiefstehende Kulturen charakteristischen Glauben an Geister und Dämonen einzugehen.

Warum sollen wir überhaupt unser Interesse an das Rätsel des Tabu wenden? Ich meine, nicht nur, weil jedes psychologische Problem an sich des Versuches einer Lösung wert ist, sondern auch noch aus anderen Gründen. Es darf uns ahnen, daß das Tabu der Wilden Polynesiens doch nicht so weit von uns abliegt, wie wir zuerst glauben wollten, daß die Sitten- und Moralverbote, denen wir selbst gehorchen, in ihrem Wesen eine Verwandtschaft mit diesem primitiven Tabu haben könnten, und daß die Aufklärung des Tabu ein Licht auf den dunkeln Ursprung unseres eigenen »kategorischen Imperativs« zu werfen vermöchte.

Wir werden also in besonders erwartungsvoller Spannung aufhorchen, wenn ein Forscher wie W. Wundt uns seine Auffassung des Tabu mitteilt, zumal da er verspricht, »zu den letzten Wurzeln der Tabuvorstellungen zurückzugehen«*.

Vom Begriff das Tabu sagt Wundt, daß es »alle die Bräuche umfaßt, in denen sich die Scheu vor bestimmten mit den kultischen Vorstellungen zusammenhängenden Objekten oder vor den sich auf diese beziehenden Handlungen ausdrückt«**.

Ein andermal: »Verstehen wir darunter (unter dem Tabu), wie es dem allgemeinsten Sinn des Wortes entspricht, jedes in Brauch und Sitte oder in ausdrücklich formulierten Gesetzen niedergelegte Verbot, einen Gegenstand zu berühren, zu eigenem Gebrauch in Anspruch zu nehmen oder gewisse verpönte Worte zu gebrauchen . . . . .«, so gebe es überhaupt kein Volk und keine Kulturstufe, die der Schädigung durch das Tabu entgegen wäre.

Wundt führt dann aus, weshalb es ihm zweckmäßiger erscheint, die Natur des Tabu an den primitiven Verhältnissen der australischen Wilden als in der höheren Kultur der polynesischen Völker zu studieren. Bei den Australiern ordnet er die Tabuverbote in drei Klassen, je nachdem sie Tiere, Menschen oder andere Objekte betreffen. Das Tabu der Tiere, das wesentlich im Verbot des Tötens und Verzehrens besteht, bildet den Kern des

* In der Völkerpsychologie, Band II, Religion und Mythus II p. 300 u. ff.

** l. c. p. 237.

Totemismus*. Das Tabu der zweiten Art, das den Menschen zu seinem Objekt hat, ist wesentlich anderen Charakters. Es ist von vorneherein auf Bedingungen eingeschränkt, die für den Tabuierten eine ungewöhnliche Lebenslage herbeiführen. So sind Jünglinge tabu beim Fest der Männerweihe, Frauen während der Menstruation und unmittelbar nach der Geburt, neugeborene Kinder, Kranke und vor allem die Toten. Auf dem fortwährend gebrauchten Eigentum eines Menschen ruht ein dauerndes Tabu für jeden anderen: so auf seinen Kleidern, Werkzeugen und Waffen. Zum persönlichsten Eigentum gehört in Australien auch der neue Name, den ein Knabe bei seiner Männerweihe erhält, dieser ist tabu und muß geheim gehalten werden. Die Tabu der dritten Art, die auf Bäumen, Pflanzen, Häusern, Örtlichkeiten ruhen, sind veränderlicher, scheinen nur der Regel zu folgen, daß dem Tabu unterworfen wird, was aus irgend welcher Ursache Scheu erregt oder unheimlich ist.

Die Veränderungen, die das Tabu in der reicheren Kultur der Polynesier und der malaiischen Inselwelt erfährt, muß Wundt selbst für nicht sehr tiefgehend erklären. Die stärkere soziale Differenzierung dieser Völker macht sich darin geltend, daß Häuptlinge, Könige und Priester ein besonders wirksames Tabu ausüben und selbst dem stärksten Zwang des Tabu ausgesetzt werden.

Die eigentlichen Quellen des Tabu liegen aber tiefer als in den Interessen der privilegierten Stände; »sie entspringen da, wo die primitivsten und zugleich dauerndsten menschlichen Triebe ihren Ursprung nehmen, in der Furcht vor der Wirkung dämonischer Mächte**«. »Ursprünglich nichts anderes als die objektiv gewordene Furcht vor der in dem tabuierten Gegenstand verborgen gedachten dämonischen Macht, verbietet das Tabu, diese Macht zu reizen, und es gebietet, wo es wissentlich oder unwissentlich verletzt worden ist, die Rache des Dämons zu beseitigen«.

Allmählich wird dann das Tabu zu einer in sich selbst begründeten Macht, die sich vom Dämonismus losgelöst hat. Es wird zum Zwang der Sitte und des Herkommens und schließlich des Gesetzes. »Das Gebot aber, das unausgesprochen hinter den nach Ort und Zeit mannigfach wechselnden Tabuverboten steht, ist ursprünglich das eine: Hüte dich vor dem Zorn der Dämonen.«

Wundt lehrt uns also, das Tabu sei ein Ausdruck und Ausfluß des Glaubens der primitiven Völker an dämonische Mächte. Später habe sich das Tabu von dieser Wurzel losgelöst und sei eine Macht geblieben, einfach weil es eine solche war, infolge einer Art von psychischer Beharrung; so sei es selbst die Wurzel unserer Sittengebote und unserer Gesetze geworden. So wenig nun der erste dieser Sätze zum Widerspruch reizen kann, so glaube ich doch dem Eindruck vieler Leser Worte zu leihen, wenn ich die

* Vgl. darüber die vorige Abhandlung in Heft I dieser Zeitschrift.

** l. c. p. 307.

Aufklärung Wundts als eine Enttäuschung anspreche. Das heißt wohl nicht, zu den Quellen der Tabuvorstellungen heruntergehen oder ihre letzten Wurzeln aufzeigen. Weder die Angst noch die Dämonen können in der Psychologie als letzte Dinge gewertet werden, die jeder weiteren Zurückführung trotzen. Es wäre anders, wenn die Dämonen wirklich existierten; aber wir wissen ja, sie sind selbst wie die Götter Schöpfungen der Seelenkräfte des Menschen; sie sind von etwas und aus etwas geschaffen worden.

Über die Doppelbedeutung des Tabu äußert Wundt bedeutsame, aber nicht ganz klar zu erfassende Ansichten. Für die primitiven Anfänge des Tabu besteht nach ihm eine Scheidung von heilig und unrein noch nicht. Eben darum fehlen hier jene Begriffe überhaupt in der Bedeutung, die sie eben erst durch den Gegensatz, in den sie zueinander traten, annehmen konnten. Das Tier, der Mensch, der Ort, auf dem ein Tabu ruht, sind dämonisch, nicht heilig und darum auch noch nicht in dem späteren Sinne unrein. Gerade für diese noch indifferent in der Mitte stehende Bedeutung des Dämonischen, das nicht berührt werden darf, ist der Ausdruck Tabu wohl geeignet, da er ein Merkmal hervorhebt, das schließlich dem Heiligen wie dem Unreinen für alle Zeiten gemeinsam bleibt: die Scheu vor seiner Berührung. In dieser bleibenden Gemeinschaft eines wichtigen Merkmals liegt aber zugleich ein Hinweis darauf, daß hier zwischen beiden Gebieten eine ursprüngliche Übereinstimmung obwaltet, die erst infolge weiterer Bedingungen einer Differenzierung gewichen ist, durch welche sich beide schließlich zu Gegensätzen entwickelt haben.

Der dem ursprünglichen Tabu eigene Glaube an eine dämonische Macht, die in dem Gegenstand verborgen ist und dessen Berührung oder unerlaubte Verwendung durch Verzauberung des Täters rächt, ist eben noch ganz und ausschließlich die objektivierte Furcht. Diese hat sich noch nicht in die beiden Formen gesondert, die sie auf einer entwickelten Stufe annimmt: in die Ehrfurcht und in den Abscheu.

Wie aber entsteht diese Sonderung? Nach Wundt durch die Verpflanzung der Tabugebote aus dem Gebiet der Dämonen — in das der Göttervorstellungen. Der Gegensatz von heilig und unrein fällt mit der Aufeinanderfolge zweier mythologischer Stufen zusammen, von denen die frühere nicht vollkommen verschwindet, wenn die folgende erreicht ist, sondern in der Form einer niedrigeren und allmählich mit Verachtung sich paarenden Wertschätzung fortbesteht. In der Mythologie gilt allgemein das Gesetz, daß eine vorangegangene Stufe eben deshalb, weil sie von der höheren überwunden und zurückgedrängt wird, nun neben dieser in erniedrigter Form fortbesteht, so daß die Objekte ihrer Verehrung in solche des Abscheus sich umwandeln*.

* l. c. p. 313.

Die weiteren Ausführungen Wundts beziehen sich auf das Verhältnis der Tabuvorstellungen zur Reinigung und zum Opfer.

2.

Wer von der Psychoanalyse, d. h. von der Erforschung des unbewußten Anteils am individuellen Seelenleben her an das Problem des Tabu herantritt, der wird sich nach kurzem Besinnen sagen, daß ihm diese Phänomene nicht fremd sind. Er kennt Personen, die sich solche Tabuverbote individuell geschaffen haben und sie ebenso strenge befolgen, wie die Wilden die ihrem Stamm oder ihrer Gesellschaft gemeinsamen. Wenn er nicht gewohnt wäre, diese vereinzelten Personen als »Zwangskranke« zu bezeichnen, würde er den Namen »Tabukrankheit« für deren Zustand angemessen finden müssen. Von dieser Zwangskrankheit hat er aber durch die psychoanalytische Untersuchung soviel erfahren: die klinische Aetiologie und das Wesentliche des psychologischen Mechanismus, daß er es sich nicht versagen kann, das hier Gelernte zur Aufklärung der entsprechenden völkerpsychologischen Erscheinung zu verwenden.

Eine Warnung wird bei diesem Versuche angehört werden müssen. Die Ähnlichkeit des Tabu mit der Zwangskrankheit mag eine rein äußerliche sein, für die Erscheinungsform der Beiden gelten und sich nicht weiter auf deren Wesen erstrecken. Die Natur liebt es, die nämlichen Formen in den verschiedensten biologischen Zusammenhängen zu verwenden, z. B. am Korallenstock wie an der Pflanze, ja darüber hinaus an gewissen Kristallen oder bei der Bildung bestimmter chemischer Niederschläge. Es wäre offenbar voreilig und wenig aussichtsvoll, durch diese Übereinstimmungen, die auf eine Gemeinsamkeit mechanischer Bedingungen zurückgehen, Schlüsse zu begründen, die sich auf innere Verwandtschaft beziehen. Wir werden dieser Warnung eingedenk bleiben, brauchen aber die beabsichtigte Vergleichung dieser Möglichkeit wegen nicht zu unterlassen.

Die nächste und auffälligste Übereinstimmung der Zwangsverbote (bei den Nervösen) mit dem Tabu besteht nun darin, daß diese Verbote ebenso unmotiviert und in ihrer Herkunft rätselhaft sind. Sie sind irgend einmal aufgetreten und müssen nun infolge einer unbezwingbaren Angst gehalten werden. Eine äußere Strafandrohung ist überflüssig, weil eine innere Sicherheit (ein Gewissen) besteht, die Übertretung werde zu einem unerträglichen Unheil führen. Das Äußerste, was die Zwangskranken mitteilen können, ist die unbestimmte Ahnung, es werde eine bestimmte Person ihrer Umgebung durch die Übertretung zu Schaden kommen. Welches diese Schädigung sein soll, wird nicht erkannt, auch erhält man diese kümmerliche Auskunft eher bei den später zu besprechenden Sühne- und Abwehrhandlungen als bei den Verboten selbst.

Das Haupt- und Kernverbot der Neurose ist wie beim Tabu

das der Berührung, daher der Name Berührungsangst, Délire de toucher. Das Verbot erstreckt sich nicht nur auf die direkte Berührung mit dem Körper, sondern nimmt den Umfang der übertragenen Redensart: in Berührung kommen, an. Alles, was die Gedanken auf das Verbotene lenkt, eine Gedankenberührung hervorruft, ist ebenso verboten wie der unmittelbare leibliche Kontakt; dieselbe Ausdehnung findet sich beim Tabu wieder.

Ein Teil der Verbote ist nach seiner Absicht ohneweiters verständlich, ein anderer Teil dagegen erscheint uns unbegreiflich, läppisch, sinnlos. Wir bezeichnen solche Gebote als »Zeremoniell«, und finden, daß die Tabugebräuche dieselbe Verschiedenheit erkennen lassen.

Den Zwangsverboten ist eine großartige Verschiebbarkeit zu eigen, sie dehnen sich auf irgend welchen Wegen des Zusammenhanges von einem Objekt auf das andere aus und machen auch dieses neue Objekt, wie eine meiner Kranken treffend sagt, »unmöglich«. Die Unmöglichkeit hat am Ende die ganze Welt mit Beschlag belegt. Die Zwangskranken benehmen sich so, als wären die »unmöglichen« Personen und Dinge Träger einer gefährlichen Ansteckung, die bereit ist, sich auf alles Benachbarte durch Kontakt zu übertragen. Dieselben Charaktere der Ansteckungsfähigkeit und der Übertragbarkeit haben wir eingangs bei der Schilderung der Tabuverbote hervorgehoben. Wir wissen auch, wer ein Tabu übertreten hat durch die Berührung von etwas, was tabu ist, der wird selbst tabu und niemand darf mit ihm in Berührung treten.

Ich stelle zwei Beispiele von Übertragung (besser Verschiebung) des Verbotes zusammen; das eine aus dem Leben der Maori, das andere aus meiner Beobachtung an einer zwangskranken Frau.

»Ein Maorihäuptling wird kein Feuer mit seinem Hauch anfachen, denn sein geheiligter Atem würde seine Kraft dem Feuer mitteilen, dieses dem Topf, der im Feuer steht, der Topf der Speise, die in ihm gekocht wird, die Speise der Person, die von ihr ißt, und so müßte die Person sterben, die gegessen von der Speise, die gekocht in dem Topf, der gestanden im Feuer, in das geblasen der Häuptling mit seinem heiligen und gefährlichen Hauch.«*

Die Patientin verlangt, daß ein Gebrauchsgegenstand, den ihr Mann vom Einkauf nach Hause gebracht, entfernt werde, er würde ihr sonst den Raum, in dem sie wohnt, unmöglich machen. Denn sie hat gehört, daß dieser Gegenstand in einem Laden gekauft wurde, welcher in der, sagen wir: Hirschengasse liegt. Aber Hirsch ist heute der Name einer Freundin, die in einer fernen Stadt lebt, die sie in ihrer Jugend unter ihrem Mädchennamen gekannt hat. Diese Freundin ist ihr heute »unmöglich«, tabu und der hier in Wien gekaufte Gegenstand ist ebenso tabu wie die Freundin selbst, mit der sie nicht in Berührung kommen will.

* Frazer, The golden bough, II., Taboo and the perils of the soul, 1911, p. 136.

Die Zwangsverbote bringen großartigen Verzicht und Einschränkungen des Lebens mit sich wie die Tabuverbote, aber ein Anteil von ihnen kann aufgehoben werden durch die Ausführung gewisser Handlungen, die nun auch geschehen müssen, die Zwangscharakter haben, — Zwangshandlungen — und deren Natur als Buße, Sühne, Abwehrmaßregeln und Reinigung keinem Zweifel unterliegt. Die gebräuchlichste dieser Zwangshandlungen ist das Abwaschen mit Wasser (Waschzwang). Auch ein Teil der Tabuverbote kann so ersetzt, respektive deren Übertretung durch solches »Zeremoniell« gutgemacht werden und die Lustration durch Wasser ist auch hier die bevorzugte.

Resümieren wir nun, in welchen Punkten sich die Übereinstimmung der Tabugebräuche mit den Symptomen der Zwangsneurose am deutlichsten äußert: 1. In der Unmotiviertheit der Gebote, 2. in ihrer Befestigung durch eine innere Nötigung, 3. in ihrer Verschiebbarkeit und in der Ansteckungsgefahr durch das Verbotene, 4. in der Verursachung von zeremoniösen Handlungen, Geboten, die von den Verboten ausgehen.

Die klinische Geschichte wie der psychische Mechanismus der Fälle von Zwangskrankheit sind uns aber durch die Psychoanalyse bekannt geworden. Erstere lautet für einen typischen Fall von Berührungsangst wie folgt: Zu allem Anfang, in ganz früher Kinderzeit, äußerte sich eine starke Berührungs*lust*, deren Ziel weit spezialisierter war, als man geneigt wäre zu erwarten. Dieser Lust trat alsbald *von außen* ein Verbot entgegen, gerade diese Berührung nicht auszuführen.* Das Verbot wurde aufgenommen, denn es konnte sich auf starke innere Kräfte stützen**; es erwies sich als stärker als der Trieb, der sich in der Berührung äußern wollte. Aber infolge der primitiven psychischen Konstitution des Kindes gelang es dem Verbot nicht, den Trieb aufzuheben. Der Erfolg des Verbots war nur, den Trieb — die Berührungslust — zu verdrängen und ihn ins Unbewußte zu verbannen. Verbot und Trieb blieben beide erhalten; der Trieb, weil er nur verdrängt, nicht aufgehoben war, das Verbot, weil mit seinem Aufhören der Trieb zum Bewußtsein und zur Ausführung durchgedrungen wäre. Es war eine unerledigte Situation, ein psychische Fixierung geschaffen, und aus dem fortdauernden Konflikt von Verbot und Trieb leitet sich nun alles weitere ab.

Der Hauptcharakter der psychologischen Konstellation, die so fixiert worden ist, liegt in dem, was man das *ambivalente* Verhalten des Individuums gegen das eine Objekt, vielmehr die eine Handlung an ihm, heißen könnte***. Es will diese Handlung —

* Beide, Lust und Verbot, bezogen sich auf die Berührung der eigenen Genitalien.

** Auf die Beziehung zu den geliebten Personen, von denen das Verbot gegeben wurde.

*** Nach einem trefflichen Ausdruck von *Bleuler*.

die Berührung — immer wieder ausführen, es sieht in ihr den höchsten Genuß, aber es darf sie nicht ausführen, es verabscheut sie auch. Der Gegensatz der beiden Strömungen ist auf kurzem Wege nicht ausgleichbar, weil sie — wir können nur sagen — im Seelenleben so lokalisiert sind, daß sie nicht zusammenstoßen können. Das Verbot wird laut bewußt, die fortdauernde Berührungslust ist unbewußt, die Person weiß nichts von ihr. Bestünde dieses psychologische Moment nicht, so könnte eine Ambivalenz weder sich so lange erhalten, noch könnte sie zu solchen Folgeerscheinungen führen.

In der klinischen Geschichte des Falles haben wir das Eindringen des Verbotes in so frühem Kindesalter als das maßgebende hervorgehoben, für die weitere Gestaltung fällt diese Rolle dem Mechanismus der Verdrängung auf dieser Altersstufe zu. Infolge der stattgehabten Verdrängung, die mit einem Vergessen — Amnesie — verbunden ist, bleibt die Motivierung des bewußt gewordenen Verbotes unbekannt, und müssen alle Versuche scheitern, es intellektuell zu zersetzen, da diese den Punkt nicht finden, an dem sie angreifen könnten. Das Verbot verdankt seine Stärke — seinen Zwangscharakter — gerade der Beziehung zu seinem unbewußten Gegenpart, der im Verborgenen ungedämpften Lust, also einer innern Notwendigkeit, in welche die bewußte Einsicht fehlt. Die Übertragbarkeit und Fortpflanzungsfähigkeit des Verbots spiegelt einen Vorgang wieder, der sich mit der unbewußten Lust zuträgt, und unter den psychologischen Bedingungen des Unbewußten besonders erleichtert ist. Die Trieblust verschiebt sich beständig, um der Absperrung, in der sie sich befindet, zu entgehen, und sucht Surrogate für das Verbotene — Ersatzobjekte und Ersatzhandlungen — zu gewinnen. Darum wandert auch das Verbot und dehnt sich auf die neuen Ziele der verpönten Regung aus. Jeden neuen Vorstoß der verdrängten Libido beantwortet das Verbot mit einer neuen Verschärfung. Die gegenseitige Hemmung der beiden ringenden Mächte erzeugt ein Bedürfnis nach Abfuhr, nach Verringerung der herrschenden Spannung, in welchem man die Motivierung der Zwangshandlungen erkennen darf. Diese sind bei der Neurose deutlich Kompromißaktionen, in der einen Ansicht Bezeugungen von Reue, Bemühungen zur Sühne und dergleichen, in der anderen aber gleichzeitig Ersatzhandlungen, welche den Trieb für das Verbotene entschädigen. Es ist ein Gesetz der neurotischen Erkrankung, daß diese Zwangshandlungen immer mehr in den Dienst des Triebes treten und immer näher an die ursprünglich verbotene Handlung herankommen.

Unternehmen wir jetzt den Versuch, das Tabu zu behandeln, als wäre es von derselben Natur wie ein Zwangsverbot unserer Kranken. Wir machen uns dabei von vorneherein klar, daß viele der für uns zu beobachtenden Tabuverbote sekundärer, verschobener und entstellter Art sind, und daß wir zufrieden sein müssen, etwas Licht auf die ursprünglichsten und bedeutsamsten Tabuverbote zu

werfen. Ferner, daß die Verschiedenheiten in der Situation des Wilden und des Neurotikers wichtig genug sein dürften, um eine völlige Übereinstimmung auszuschließen, eine Übertragung von dem einen auf den anderen, die einer Abbildung in jedem Punkte gleichkäme, zu verhindern.

Wir würden dann zunächst sagen, es habe keinen Sinn, die Wilden nach der wirklichen Motivierung ihrer Verbote, nach der Genese des Tabu zu fragen. Nach unserer Voraussetzung müssen sie unfähig sein darüber etwas mitzuteilen, denn diese Motivierung sei ihnen »unbewußt«. Wir konstruieren die Geschichte des Tabu aber folgendermaßen nach dem Vorbild der Zwangsverbote. Die Tabu seien uralte Verbote, einer Generation von primitiven Menschen dereinst von außen aufgedrängt, d. h. also doch wohl von der früheren Generation ihr gewalttätig eingeschärft. Diese Verbote haben Tätigkeiten betroffen, zu denen eine starke Neigung bestand. Die Verbote haben sich nun von Generation zu Generation erhalten, vielleicht bloß infolge der Tradition durch elterliche und gesellschaftliche Autorität. Vielleicht aber haben sie sich in den späteren Generationen bereits »organisiert« als ein Stück ererbten psychischen Besitzes. Ob es solche »angeborene Ideen« gibt, ob sie allein oder im Zusammenwirken mit der Erziehung die Fixierung der Tabu bewirkt haben, wer vermöchte es gerade für den in Rede stehenden Fall zu entscheiden? Aber aus der Festhaltung der Tabu ginge eines hervor, daß die ursprüngliche Lust, jenes Verbotene zu tun, auch noch bei den Tabuvölkern fortbesteht. Diese haben also zu ihren Tabuverboten eine ambivalente Einstellung; sie möchten im Unbewußten nichts lieber als sie übertreten, aber sie fürchten sich auch davor; sie fürchten sich gerade darum, weil sie es möchten, und die Furcht ist stärker als die Lust. Die Lust dazu ist aber bei jeder Einzelperson des Volkes unbewußt, wie bei dem Neurotiker.

Die ältesten und wichtigsten Tabuverbote sind die beiden Grundgesetze des Totemismus: Das Totemtier nicht zu töten und den sexuellen Verkehr mit den Totemgenossen des anderen Geschlechts zu vermeiden.

Das müßten also die ältesten und stärksten Gelüste der Menschen sein. Wir können das nicht verstehen und können demnach unsere Voraussetzung nicht an diesen Beispielen prüfen, solange uns Sinn und Abkunft des totemistischen Systems so völlig unbekannt sind. Aber wer die Ergebnisse der psychoanalytischen Erforschung des Einzelmenschen kennt, der wird selbst durch den Wortlaut dieser beiden Tabu und durch ihr Zusammentreffen an etwas ganz Bestimmtes gemahnt, was die Psychoanalytiker für den Knotenpunkt des infantilen Wunschlebens und dann für den Kern der Neurose erklären.*

* Vgl. meine in diesen Aufsätzen bereits mehrmals angekündigte Studie über den Totemismus.

Die sonstige Mannigfaltigkeit der Tabuerscheinungen, die zu den früher mitgeteilten Klassifizierungsversuchen geführt hat, wächst für uns auf folgende Art zu einer Einheit zusammen: Grundlage des Tabu ist ein verbotenes Tun, zu dem eine starke Neigung im Unbewußten besteht.

Wir wissen, ohne es zu verstehen, wer das Verbotene tut, das Tabu übertritt, wird selbst tabu. Wie bringen wir aber diese Tatsache mit der anderen zusammen, daß das Tabu nicht nur an Personen haftet, die das Verbotene getan haben, sondern auch an Personen, die sich in besonderen Zuständen befinden, an diesen Zuständen selbst und an unpersönlichen Dingen? Was kann das für eine gefährliche Eigenschaft sein, die immer die nämliche bleibt unter all diesen verschiedenen Bedingungen? Nur die eine: die Eignung, die Ambivalenz des Menschen anzufachen und ihn in Versuchung zu führen, das Verbot zu übertreten.

Der Mensch, der ein Tabu übertreten hat, wird selbst tabu, weil er die gefährliche Eignung hat, andere zu versuchen, daß sie seinem Beispiel folgen. Er erweckt Neid; warum sollte ihm gestattet sein, was anderen verboten ist? Er ist also wirklich ansteckend, insoferne jedes Beispiel zur Nachahmung ansteckt, und darum muß er selbst gemieden werden.

Ein Mensch braucht aber kein Tabu übertreten zu haben und kann doch permanent oder zeitweilig tabu sein, weil er sich in einem Zustand befindet, welcher die Eignung hat, die verbotenen Gelüste der anderen anzuregen, den Ambivalenzkonflikt in ihnen zu wecken. Die meisten Ausnahmsstellungen und Ausnahmszustände sind von solcher Art und haben diese gefährliche Kraft. Der König oder Häuptling erweckt den Neid auf seine Vorrechte; es möchte vielleicht jeder König sein. Der Tote, das Neugeborene, die Frau in ihren Leidenszuständen reizen durch ihre besondere Hilflosigkeit, das eben geschlechtsreif gewordene Individuum durch den neuen Genuß, den es verspricht. Darum sind alle diese Personen und alle diese Zustände tabu, denn der Versuchung darf nicht nachgegeben werden.

Wir verstehen jetzt auch, warum die Manakräfte verschiedener Personen sich von einander abziehen, einander teilweise aufheben können. Das Tabu eines Königs ist zu stark für seinen Untertan, weil die soziale Differenz zwischen ihnen zu groß ist. Aber ein Minister kann etwa den unschädlichen Vermittler zwischen ihnen machen. Das heißt aus der Sprache des Tabu in die der Normalpsychologie übersetzt: Der Untertan, der die großartige Versuchung scheut, welche ihm die Berührung mit dem König bereitet, kann etwa den Umgang des Beamten vertragen, den er nicht so sehr zu beneiden braucht, und dessen Stellung ihm vielleicht selbst erreichbar scheint. Der Minister aber kann seinen Neid gegen den König durch die Erwägung der Macht ermäßigen, die ihm selbst eingeräumt ist. So sind geringere Differenzen der in Versuchung führenden Zauberkraft weniger zu fürchten als besonders große.

Es ist ebenso klar, wieso die Übertretung gewisser Tabu-verbote eine soziale Gefahr bedeutet, die von allen Mitgliedern der Gesellschaft gestraft oder gesühnt werden muß, wenn sie nicht alle schädigen soll. Diese Gefahr besteht wirklich, wenn wir die bewußten Regungen für die unbewußten Gelüste einsetzen. Sie besteht in der Möglichkeit der Nachahmung, in deren Folge die Gesellschaft bald zur Auflösung käme. Wenn die anderen die Übertretung nicht ahnden würden, müßten sie ja inne werden, daß sie dasselbe tun wollen wie der Übeltäter.

Daß die Berührung beim Tabuverbot eine ähnliche Rolle spielt wie beim Délire de toucher, obwohl der geheime Sinn des Verbotes beim Tabu unmöglich ein so spezieller sein kann wie bei der Neurose, darf uns nicht Wunder nehmen. Die Berührung ist der Beginn jeder Bemächtigung, jedes Versuches, sich eine Person oder Sache dienstbar zu machen.

Wir haben die ansteckende Kraft, die dem Tabu innewohnt, durch die Eignung, in Versuchung zu führen, zur Nachahmung anzuregen, übersetzt. Dazu scheint es nicht zu stimmen, daß sich die Ansteckungsfähigkeit des Tabu vor allem in der Übertragung auf Gegenstände äußert, die dadurch selbst Träger des Tabu werden.

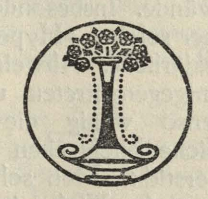
Diese Übertragbarkeit des Tabu spiegelt die bei der Neurose nachgewiesene Neigung des unbewußten Triebes wieder, sich auf assoziativen Wegen auf immer neue Objekte zu verschieben. Wir werden so aufmerksam gemacht, daß der gefährlichen Zauberkraft des »Mana« zweierlei realere Fähigkeiten entsprechen, die Eignung, den Menschen an seine verbotenen Wünsche zu erinnern, und die scheinbar bedeutsamere, ihn zur Übertretung des Verbotes im Dienste dieser Wünsche zu verleiten. Beide Leistungen treten aber wieder zu einer einzigen zusammen, wenn wir annehmen, es läge im Sinne eines primitiven Seelenlebes, daß mit der Erweckung der Erinnerung an das verbotene Tun auch die Erweckung der Tendenz, es durchzusetzen, verknüpft sei. Dann fallen Erinnerung und Versuchung wieder zusammen. Man muß auch zugestehen, wenn das Beispiel eines Menschen, der ein Verbot übertreten hat, einen anderen zur gleichen Tat verführt, so hat sich der Ungehorsam gegen das Verbot fortgepflanzt wie eine Ansteckung, wie sich das Tabu von einer Person auf einen Gegenstand, und von diesem auf einen anderen überträgt.

Wenn die Übertretung eines Tabu gutgemacht werden kann durch eine Sühne oder Buße, die ja einen Verzicht auf irgend ein Gut oder eine Freiheit bedeuten, so ist hiedurch der Beweis erbracht, daß die Befolgung der Tabuvorschrift selbst ein Verzicht war auf etwas, was man gerne gewünscht hätte. Die Unterlassung des einen Verzichts wird durch einen Verzicht an anderer Stelle abgelöst. Für das Tabuzeremoniell würden wir hieraus den Schluß ziehen, daß die Buße etwas ursprünglicheres ist als die Reinigung.

Fassen wir nun zusammen, welches Verständnis des Tabu sich

uns aus der Gleichstellung mit dem Zwangsverbot des Neurotikers ergeben hat: Das Tabu ist ein uraltes Verbot, von außen ⟨von einer Autorität⟩ aufgedrängt und gegen die stärksten Gelüste der Menschen gerichtet. Die Lust, es zu übertreten, besteht in deren Unbewußten fort; die Menschen, die dem Tabu gehorchen, haben eine ambivalente Einstellung gegen das vom Tabu Betroffene. Die dem Tabu zugeschriebene Zauberkraft führt sich auf die Fähigkeit zurück, die Menschen in Versuchung zu führen; sie benimmt sich wie eine Ansteckung, weil das Beispiel ansteckend ist, und weil sich das verbotene Gelüste im Unbewußten auf anderes verschiebt. Die Sühne der Übertretung des Tabu durch einen Verzicht erweist, daß der Befolgung des Tabu ein Verzicht zu grunde liegt.

⟨Fortsetzung folgt.⟩



Über Farbenhören.

Ein Versuch, das Phänomen auf Grund der psycho-analytischen Methode zu erklären.

Von Frau Dr. H. v. HUG-HELLMUTH, WIEN.

Seit zirka 50 Jahren beschäftigt sich die Wissenschaft gelegentlich mit dem Phänomen des Farbenhörens, dessen Erforschung nicht so sehr die Seltenheit des Vorkommens vielfach erschwert, als die zumeist unzulänglichen Berichte der mit ihm Behafteten, zumal unter den Laien auch heute noch die Ansicht besteht, es gehöre ins Kapitel der Schrullen und »Narreteien«, die nur umso störender hervortreten, je größere Beachtung ihnen zugewendet wird. Raten doch Forscher wie Benedikt dringend davon ab, sich in dieses Problem zu vertiefen, da solche Betätigung zur Hypochondrie führe. Und es bleibt keinem Farbenhörer erspart, einem ungläubigen oder höhnischen Lächeln zu begegnen, wenn er, sei es im Kreise der Familie oder der Freunde, von den Synästhesien berichtet, die ihm Geschehnisse oft lustvoll betonen, manchmal auch mit verstärkter Unlust zum Bewußtsein bringen. Die skeptische Aufnahme solcher Aussagen lassen den mit dieser Bewußtseins-Erscheinung Behafteten bald verstummen, ohne daß sie natürlich deshalb schwände. Insbesondere lieben es Eltern, mit ihrer ganzen Autorität einer solchen »Hypernervosität« ihrer Kinder, in der sie ein ihnen unerklärliches Abweichen vom guten Schlage ihrer Familie erblicken, entgegenzutreten, und übersehen, daß hier die Nichtbeachtung ebenso wenig die beabsichtigte Wirkung versagt, wie das vorsätzliche Nichtsehen sexueller Äußerungen in zartem Kindesalter diese erstickt. Man schafft fatale Regungen der kindlichen Seele nicht aus der Welt, indem man ihr Bestehen leugnet oder sie mit Prügeln beantwortet, man zwingt sie höchstens, sich für den Augenblick ängstlich zu verbergen, um vielleicht zu späterem Zeitpunkte als schwere psychische Erkrankung hervorzubrechen.

Unter Farbenhören oder chromatischer Synopsie* verstehen wir die zwangsmäßige, mehr oder minder als solche empfundene Verknüpfung von Tönen und Geräuschen mit Farbenempfindungen; es steht unter den Synästhesien obenan. Seltener findet sich die reziproke Erscheinung, daß nämlich Farbeneindrücke Tonempfindungen bedingen. Endlich gibt es Fälle von optischen und akustischen Synästhesien**, die gebunden sind an Geruchs-, Geschmacks oder Hautempfindungen. Alle Arten der optischen Synästhesie, also jene Fälle, in denen

* Auch Pseudochromästhesie, Colour-Hearing, Audition Colorée genannt.

** Auch als sekundäre Sinnesempfindungen, Doppelempfindungen, Sekundärvorstellungen bezeichnet, dem theoretischen Standpunkte der einzelnen Forscher entsprechend.

ein Farben- oder Lichteindruck einer anderen Ursache als einem physikalischen Lichtreiz entstammt, werden als Photismen bezeichnet; man unterscheidet sie in chromatische Photismen (direkte Farbenbilder) und Diagramme. (Vorstellung von Kurven, Geraden von bestimmtem Verlaufe oder von Flächen.) Akustische Synästhesien, d. s. jene Gehörswahrnehmungen, die nicht unmittelbar von einem physikalischen Schallreiz herrühren, werden Phonismen genannt.

Die erste und lange Zeit einzige wissenschaftliche Würdigung des Phänomens stammt aus dem Jahre 1812 von Dr. G. T. L. Sachs, der in seiner Dissertationsschrift seine diesbezüglichen eigenen Wahrnehmungen anführt, und diese Doppelempfindungen nach ihrem optischen, akustischen und rein psychischen Ursprung in drei Gruppen ordnet. Er berichtet, daß ihm die Vokale und Konsonanten, die musikalischen Töne, die Klänge der Instrumente, die Ziffern, ja die Namen von Städten, selbst Zeitabschnitten, historischen Daten, sowie die der Altersstufen mit Farbenempfindungen verknüpft sind.

Die spärlichen Arbeiten* der folgenden Dezennien bringen Berichte von einzelnen Personen meist männlichen Geschlechtes; dies dürfte übrigens bloß dem Umstande zuzuschreiben sein, daß man denen von Frauen mit Rücksicht auf ihre in damaliger Zeit geringen psychologischen Kenntnisse wenig Glaubwürdigkeit zumaß, und daß auch wohl das Interesse für derartige Beobachtungen bei ihnen entweder ein zu geringes gewesen oder doch nicht über einen gewissen Grad von Neugierde und Selbstbespiegelung hinausgegangen sein mag, als daß sie Nennenswertes zur Beleuchtung dieser Frage beigetragen hätten.

Die erste Arbeit, welche durch das reiche Material an beobachteten Fällen ihre Verfasser, E. Bleuler und K. Lehmann, in den Stand setzten, aus manchen Übereinstimmungen der »Positiven«** eine gewisse Gesetzmäßigkeit im Verlauf dieser Erscheinung nachweisen zu können, ist der im Jahre 1881 erschienene Artikel »Zwangsmäßige Lichtempfindungen durch Schall und verwandte Erscheinungen auf dem Gebiete der anderen Sinnesempfindungen.« In den folgenden Jahren wandte sich ein allgemeineres Interesse dem Gebiete der Doppelempfindungen zu und es erschienen in rascher Folge Veröffentlichungen von deutschen, französischen, englischen Forschern.

Aus der aktiven und passiven Beobachtung der verschiedenen Farbenhörer zeigen sich gewisse übereinstimmende Ergebnisse, die von großem Werte in bezug auf die relative Wahrscheinlichkeit der aufgestellten Theorien sind. Sie lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen.

---

* F. A. Nußbaumer, »Wiener Medizin. Wochenschrift«, Jänner 1873. H. Kaiser, Compendium de physiol. optic. 1872. Cornaz, Des abnormités congénitales des yeux et de leurs annexes, 1848.

** »Positive« nennen Bl. u. L. die mit Sek.-Empfindungen behafteten Personen, Negative solche, denen diese fehlen.

1. Unter den Synästhesien sind die Schallphotismen am häufigsten, und zwar zeigen sich die chromatischen Photismen ziemlich eben so oft wie die geometrischen Diagramme, welche meist nur durch Licht- und Schattenverteilung, nicht aber durch eine besondere Farbe ausgezeichnet sind.

2. Die Schall-Photismen sind an Vokale, seltener Konsonanten, an Wörter, an musikalische Töne und an Geräusche gebunden.

3. Laut- und Wort-Photismen finden sich am häufigsten. Insbesondere sind es die Vokale, denen Farbenempfindungen adhärieren, die dann oft den Wörtern, in welchen der betreffende Laut den Hochton hat, das Kolorit verleihen; die Wirkung der Konsonanten besteht in der Regel bloß in einer bestimmten Nuancierung der Vokalfarbe. Für einige Farbenhörer bilden die Wortphotismen sogenannte »Spektroide«, das sind nach Bleuler und Lehmann Farbenbilder, bei welchen die Farben nach den im Worte vorkommenden Vokalen angeordnet sind; sie stammen in der Regel aus späteren Jugendjahren, während die in frühester Kindheit erworbenen gewöhnlich einfärbig sind. Unter den Wörtern rufen besonders Eigen- und Rufnamen Farbenempfindungen hervor. Auch die Namen der Wochentage, der Monate, der historischen Epochen, der Zahlen und geometrischer Gebilde erscheinen manchen Personen gefärbt. Allgemein wird vermeldet, daß Eigennamen, Wochentage, Monate und Zahlen ihr eigenes, von dem Vokale der Hauptsilbe häufig unabhängiges Kolorit besitzen.

4. Bei den Ton-Photismen treten die verschiedensten Farben auf, doch in der Regel* derart, daß höheren Tönen hellere, tieferen dunkle Farben zugeordnet werden, so daß die Tonhöhe von bedeutendem Einflusse erscheint. Eine ähnliche Rolle spielt die Intensität des Schalleindruckes in bezug auf die Schattierung; schwache Töne verleihen der Farbe etwas Verschwommenes, oft auch Durchsichtiges, starke geben ihr leicht einen grellen Akzent.

5. Geräuschphotismen zeigen in der Farbenauswahl eine starke Monotonie, Grau und Braun erschöpfen die Farbenreihe. Die Intensität ist bei ihnen von größerem Einfluß als bei den Ton-Photismen.

6. Bei manchen Personen sind die Farben an gewisse Instrumente, bei anderen an bestimmte Töne geheftet, so daß bei den ersteren derselbe Ton, hervorgerufen durch verschiedene Instrumente in verschiedenen Farben in vergleichsweise entsprechender Nuance erscheint, während die letzteren einen und denselben Ton

---

* H. Steinbrügge berichtet von einem jungen Manne, Schüler der Priesterschule auf Madeira, dem die Töne eines Klaviers einfache Farbenempfindungen hervorriefen; die hohen Töne erzeugten ein reines Rot, von der eingestrichenen Oktave an, nach abwärts aber erschienen die Töne anfangs gelbrot, in der Tiefe rein gelb.

auf allen Instrumenten mit der gleichen Farbe, jedoch verschiedener Nuance verbinden. Häufig tritt auch das Phänomen so auf, daß ganze Musikstücke mit einer Farbe in ihren Abstufungen verknüpft werden; die Kompositionen Wagners, Beethovens, Haydns und Schumanns erscheinen diesbezüglich besonders bevorzugt. Die menschliche Stimme erzeugt im rhetorischen und gesanglichen Vortrage stärkere Photismen als in der einfachen Konversation.

7. Die Zahl der Farbenhörer ist nicht so gering, wie dies allgemein geglaubt wird. Bleuler und Lehmann fanden unter 596 befragten Personen 76 Positive, d. i. 12%. Aus den Fragebogen, die der akad.-philos. Verein in Leipzig im Jahre 1879 auf Fechners Anregung nach aller Herren Länder aussandte, ergab sich ein Resultat von 442 Fällen von Farbenassoziationen, unter denen zirka 100 Aufzeichnungen wegen zu geringer Sicherheit für wissenschaftliche Beobachtungen ausgeschieden wurden, so daß 374 »Entschiedene« — so nennt Fechner die Farbenhörer — verblieben. Zu ihnen zählten auch zwei Blinde und ein Farbenblinder, in dessen Assoziationen natürlich nur die ihm bekannten Farben eine Rolle spielten, während Rot ausgeschaltet war. Aus den Aufzeichnungen mittels Fragebogen läßt sich natürlich kein Schluß auf die Häufigkeit des Phänomens ziehen, da keine Angabe über die Zahl der überhaupt Befragten vorliegt. Die neuesten Untersuchungen an Kindern einer Bostoner Schule ergaben, daß 21 unter 53, d. i. 40%, für die Töne gewisser Instrumente Photismen aufwiesen.* Nach der Nation stehen bezüglich der Frequenz die Deutschen obenan, ihnen folgen Schweizer, Österreicher, Engländer und Amerikaner, Italiener, Franzosen. Lebhafte Einbildungskraft, Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft scheinen das Phänomen zu begünstigen; bei praktischen Berufen (nach Hennig auch bei Personen, die sich mit exakten Wissenschaften, so Mathematik, beschäftigen) tritt es selten auf. Musikalische Veranlagung spielt dabei keine bestimmende Rolle, da sich unter den Farbenhörern neben Musikern wie Joachim Raff, Franz von Holstein, auch ganz unmusikalische Personen finden. Nach Aussage der meisten Autoren sind die »Positiven« in der Regel körperlich und geistig gesund.

8. Die beobachteten Fälle zeigen insgesamt, daß **das Farbenhören aus der frühesten Kindheit stammt.** Die den Tönen und den Geräuschen zugesellten Farben und Diagramme variieren bei den verschiedenen Individuen, bleiben aber im Leben des Einzelnen in der Regel dauernd** erhalten, dem

* G. Stanley Hall, Ausgewählte Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik, pag. 99 ff.

** Sully berichtet in seinen »Untersuchungen über die Kindheit« von einem sechsjährigen Mädchen, bei dem die an Zahlen geknüpften Farbenvorstellungen während der folgenden drei Jahre teilweise eine Änderung erfahren hatten.

Einfluß des Alters nur insoweit unterliegend, als sich dasselbe überhaupt im Verlaufe der physischen und psychischen Prozesse als hemmender Faktor bemerkbar macht. Das Gefühlsleben bleibt häufig von den Sekundärempfindungen unberührt, wiewohl auch Fälle bekannt sind, in denen das Farbenhören von Lust- und Unlustgefühlen begleitet ist, mitunter auch die ursprünglichen Gefühle verstärkt oder hemmt.

Von einigen Forschern wird das Phänomen als hereditär bezeichnet; doch könnte die Erblichkeit jedenfalls nur betreffs der Disposition, niemals bezüglich der Art der Photismen angenommen werden.

9. Bezüglich der Häufigkeit der beobachteten Farben wurde konstatiert, daß Gelb Braun, Rot, am begünstigsten erscheinen, während Grün und Violett die geringste Rolle spielen; Weiß, Grau, Schwarz, Blau nehmen eine Mittelstellung ein. Die Farben werden außerdem durch verschiedene Grade von Durchsichtigkeit, Glätte oder Rauheit der Oberfläche ausgezeichnet. Die Diagramme zeigen ganz individuelle Verschiedenheit; Kreise, Ovale, ferner Kegel sind am häufigsten vertreten.

10. Im allgemeinen treten die Synopsien gleichzeitig mit dem Schalleindruck auf; nur bei wenigen Beobachtern zeigte sich eine kleine Zeitverschiebung im Bewußtwerden beider Empfindungen. Die Dauer des Farbeneindrucks stimmt mit der der Schallsensation durchwegs überein; beide erlöschen gleichzeitig. Willkürliche Aufmerksamkeit auf das Phänomen ruft dasselbe weder hervor, noch verstärkt sie es.

Es ist natürlich, daß sich auf Grund der Beobachtungen einzelner Fälle, sowie deren Zusammenstellung und Vergleichung in der Wissenschaft das Bedürfnis regte, das Phänomen vom theoretischen Standpunkt zu beleuchten. Kurz nach dem Erscheinen der Bleuler-Lehmannschen Arbeit sprach sich der Physiologe Hensen in einem über dieselbe verfaßten Referate* dahin aus, daß er glaube, voraussagen zu können, daß mit der Zeit diese Art von Beobachtungen wichtige Aufschlüsse über die Vorgänge im Gehirn geben werden; »doch«, fährt er fort, »zur Zeit wissen wir noch nicht recht, etwas damit anzufangen.« Und fast ist es so bis zum heutigen Tage geblieben. Die Ansichten, welche über das Farbenhören im Laufe der Jahre ausgesprochen wurden, haben vielleicht deshalb nichts von ihrem hypothetischen Charakter verloren, weil diese Bewußtseinserscheinung, häufig vom Träger selbst kaum bemerkt, so wenig vordringlich und fast nie das Allgemeinbefinden störend verläuft; ich glaube nicht, daß jemals eine Person von dieser Sensation sich so gequält gefühlt hatte, daß sie dagegen einen Arzt zu Rate gezogen, bleibt doch den meisten Farbenhörern der Zwang, unter dem sie die Farben imaginieren, unbewußt oder zumindest

* Archiv für Ohrenheilkunde, Bd. 17.

ohne besondere Unlustbetonung. Trotzdem hält eine ganze Reihe von Forschern das Phänomen für psychopathologisch und sie führen zur Begründung ihrer Ansicht an, daß sich unter den Farbenhörern zahlreiche Hereditarier mit mehr oder weniger psychischen Abnormitäten finden. Die anatomisch-physiologische Richtung nimmt einen abnormalen Verlauf der Nervenfasern der verschiedenen Sinneszentren an. So sagt Steinbrügge*: »Es lassen sich als Ursache der Doppelempfindung zweierlei Möglichkeiten denken: entweder geht ein Sinnesreiz von einer Sinnesnervenbahn auf eine andere über, im Verlaufe dieser Bahnen — also von dem peripheren Sinnesorgan an bis zu dem ihm eigentümlichen Zentrum gerechnet — oder er überschreitet das letztere, und gelangt zu einem zweiten Zentrum, wo er die zweite Empfindung auslöst.« . . . . . »Es ließe sich denken, daß bei exzessiver Erregbarkeit der sensorischen Hirnelemente die Reizwelle auf weitere Strecken fortgeleitet werde, und daß derartige abnorme Erregungszustände in den zentralen Sinnesfeldern, vor allem in den akustischen Zentren den Doppelempfindungen bei den Positiven zugrunde liegen.« Thorp** vertritt die Ansicht, daß sich bei Leuten mit Doppelempfindungen Fasern des nervus acust. intercerebr. zwischen den Fasern des nervus opticus verirrten, infolge welcher Anordnung die Doppelempfindungen entständen. Urbantschitsch erklärt die Synästhesien als sensorielle Reflexerscheinungen, welcher Ansicht sich Benedikt anschließt, mit dem Beifügen, man solle von der Selbstbeobachtung dieser Bewußtseinserscheinungen abstehen, »da man den Konsequenzen nicht gewachsen sein dürfte«. Bleuler und Lehmann negieren diese Befürchtung durch die durch zahlreiche Beobachtungen begründete Annahme, das Phänomen sei nicht psychopathischer Natur. Vielmehr sehen auch sie seine Ursache in dem Verlaufe der Nervenprozesse selbst, ja sie geben dem Gedanken Raum, »die Fähigkeit, Sekundärempfindungen wahrzunehmen, als eine Art Atavismus aufzufassen, da es in der Entwicklung der Tierreihe eine Stufe gegeben haben muß, wo die einzelnen Empfindungsqualitäten noch nicht getrennt waren, da ja jedes perzipierende Element auf die verschiedenen Reize reagierte«***. Auch Nordau sieht in dem Phänomen, sofern ihm nach seiner Ansicht überhaupt Realität zukommt, einen gewissen Atavismus, ja geradezu einen Grad von Entartung, »einen Beweis krankhafter und geschwächter Hirntätigkeit, wenn das Bewußtsein auf die Vorteile der differenzierten Wahrnehmungen der Erscheinung verzichtet und die Meldungen der einzelnen Sinne nachlässig verwechselt. Es ist ein Rückschritt

* Steinbrügge, »Über sekundäre Sinnesempfindungen«, pag. 21.

** Thorp, Colour audition and its relations. »Edinburg med. Journ.« Bd. CDLXIX July 1894.

*** Bleuler und Lehmann, »Zwangsmäß. Lichtempf. dch. Schall etc.«, pag. 58.

in der organischen Entwicklung bis zu deren Anfängen«.

Im Gegensatz zu den bisher genannten Theorien der physiologisch-pathologischen Richtung gibt es eine Reihe von Autoren, die den in frühester Kindheit erworbenen psychologisch-assoziativen Zusammenhang in den Vordergrund stellen. Ja, es sind mehrere Forscher der Meinung*, daß für das Zustandekommen von Synästhesien nicht eine Ursache allein entscheidend sei, sondern, daß der Mannigfaltigkeit der Fälle entsprechend, auch eine große Verschiedenheit des Ursprungs erwartet werden müsse. Bemerkenswert ist, daß Nordau**, der die Tatsache des Farbenhörens überhaupt in Frage stellt und derartige Bewußtseinserscheinungen als Zeichen von psychischer Dekadenz betrachtet, über die Ursache desselben folgendes sagt: »Mir ist nicht zweifelhaft, daß das Farbenhören immer eine Folge von Ideenassoziation ist, deren Ursprünge dunkel bleiben müssen, weil die Verknüpfung gewisser Farbenvorstellungen mit gewissen Tonempfindungen möglicherweise auf ganz flüchtigen Wahrnehmungen im frühen Kindesalter beruht, die nicht stark genug waren, um die Aufmerksamkeit zu wecken, und deshalb dem Bewußtsein unbekannt geblieben sind.« Auch Steinbrügge*** ist der Ansicht, daß für eine große, ja vielleicht für die überwiegende Zahl von Photismen, Assoziationsvorgänge als unmittelbarer Ursprung anzusehen sind; er gibt der Vermutung Raum, »daß ursprünglich bei allen Personen, welche in der Erinnerung Worte oder Begriffe mit Farben assoziieren, vielleicht in frühester Jugend direkte Doppelempfindung bestanden haben. In späteren Jahren mag dann die . . . . Disposition des Gehirns, welche die Doppelempfindung veranlaßte, erloschen sein; die Kombinationen der sensorischen Eindrücke hatten sich jedoch — einfach ausgedrückt — dem Gedächtnisse bereits fest eingeprägt, somit kehrte bei der Erinnerung an den Begriff, das Wort oder den Vokal, jedesmal auch die assoziierte Vorstellung der Farbe wieder.«

Auch H. Kaiser† und Schenkl†† erklären die Photismen als in zartem Jugendalter erworbene und habituell gewordene Assoziationsprodukte und die Untersuchungen

---

* Jodl, Lehrbuch der Psychologie, I. Bd., Kap. IV, 24.

** Nordau, Entartung, I. Bd., pag. 248—251.

*** Steinbrügge, l. c., pag. 19.

† H Kaiser, Kompend. d. physiol. Optik, 1872; Memorabilien, 1882.

†† Schenkl, Über Assoziat. von Worten mit Farben, Prag, »Med. Wochenschrift«, 1883, Nr. 10.

der letzteren Jahre weisen immer deutlicher auf den Zusammenhang dieses Phänomens mit den frühesten Jugenderlebnissen hin. All jene Fälle, wo es sich um urteilmäßig erworbene untrennbare Verknüpfung einer Farbenvorstellung mit nicht visuellen Begriffen handelt, werden als rein psychologisch*, als assoziierte Vorstellungen, aufgefaßt. Jene Fälle dagegen, welche eine durch physiologische Abnormität begründete Zwangsmäßigkeit aufweisen, werden als eine gesonderte Gruppe von Erscheinungen, als Sekundärempfindungen bezeichnet; denn sie sind mit dem für jede Empfindung integrierenden Merkmale des äußeren Reizes ausgestattet.

Flournoy** gliedert die psychologischen Synopsien nach ihrer Entstehung in solche, die auf Gefühlsideenassoziationen, auf habituellen und auf privilegierten Assoziationen beruhen. Hennig***, der diese Einteilung billigt, bezeichnet als »Gefühlsassoziationen diejenigen, welche zwei Wahrnehmungen unter sich verknüpfen, nicht infolge von quantitativer Ähnlichkeit, noch vermöge ihres regelmäßigen oder häufigen Zusammentreffens im Bewußtsein, sondern durch die Analogie ihres außergewöhnlichen Charakters.« [Als Beispiel könnte man eine meiner Synopsien, die Verknüpfung des Knattern von Gewehrfeuer mit der Vorstellung »Graubraun« (siehe Seite 254) anführen.] Habituelle Assoziationen sind nach Hennig solche, »durch welche zwei Dinge, die sich beständig oder gewöhnlich vereinigt finden, im Geiste schließlich sich verbinden und ein unlösliches Ganzes bilden« (so die von einer Dame »schwarz und weiß« bezeichneten Töne des Klaviers, die »holzbraunen« der Violine, die »gelben« der Blechinstrumente; ferner die allgemein vorkommende Farbenvorstellung Grau bis Braun für das Knirschen von Wagenrädern). Privilegierte Assoziationen endlich nennt derselbe Autor diejenigen, »durch welche in unseren Gedanken gewisse Dinge eng verbunden sind, nur weil einmal, vielleicht nur ein einziges Mal, ihre Verbindung uns lebhaft getroffen und eine unzerstörbare Spur in unserem Nervenleben zurückgelassen hat.« (Aus den von Bleuler und Lehmann angeführten Fällen der Knabe, dem der Sonntag blau, der Mittwoch weiß erscheint; ferner ibidem das sechsjährige Kind, das den zum ersten Male gehörten Namen Kunigunde als so »schwarz« ablehnt.) Diese privilegierten Assoziationen sind natürlich am bedeutungsvollsten für das Zustandekommen von Synopsien und bedingen jene Fälle, die sich durch das Merkmal strenger Individualität auszeichnen, während die habituellen Assoziationen zu den Chromatismen führen, welche von den meisten Farbenhörern in gleicher Weise beobachtet werden.

* Hennig, Entstehung und Bedeutung der Synopsien, »Zeitschrift für Psych.«, 10. Bd.

** Flournoy, Des phénomènes de Synopsie.

*** Hennig, l. c., 10. Bd., Zeitschrift für Psych.

Beim Studium der verschiedenen Theorien, die sich bei der Erforschung des Farbenhörens ergaben, zeigt sich das Streben zahlreicher Autoren, der anatomisch-physiologischen Richtung, welche viele Fälle als ganz unerklärlich bezeichnet, die psychologisch-assoziative zur Seite zu stellen, die, in die Tiefe des Seelenlebens schürfend, auch in jene dunklen Fälle Klarheit tragen soll. Bleuler und Lehmann, die in dem Auftreten des Farbenhörens in frühester Jugend, sowie im steten Festhalten derselben Photismen im Leben des Einzelnen geradezu einen Gegengrund erblicken, diese Doppelinterpretationen eines peripheren Reizes dem Gebiete des assoziativ Erworbenen zuzuzählen, weisen an anderer Stelle* aber doch auf die eminente Bedeutung dieses Faktors hin: »Sehr wichtig ist bei Angabe der Photismen überhaupt die Erinnerung aus den frühen Lebensjahren, wo die Vorstellungen meist lebhafter sind. Bei solchen Jugenderinnerungen kann die Farbe auffallend häufig nicht auf die der komponierenden Laute zurückgeführt werden, und zwar bei ganz zuverlässigen Leuten. Für die meisten dieser Ausnahmen haben wir gar keine Erklärung finden können. . . . . die Personen-, Monats- und Wochentagsnamen, sowie die Zahlwörter sind die Wortklassen, über die auch Personen, denen sonst Wortphotismen fehlen, namentlich mit Hilfe von Jugenderinnerungen Angaben machen können.« Und weiters**: »Wir sind geneigt, so sehr wir eine solche (assoziative) Erklärung für die Klang-, Geräusch- und Lautphotismen für unannehmbar halten, in betreff der Wochentags-, Monats-, zum Teil auch der Eigennamenfarben an die Möglichkeit derselben zu glauben, obgleich es auffallen muß, daß bei unseren zahlreichen Personen die Erinnerung an das Zustandekommen dieser Vorstellungen so spurlos verschwunden ist. Die Wahrscheinlichkeit ist wohl, daß diese Vorstellungen nicht nach einem einheitlichen Schema entstanden sind, sondern daß bald dieses, bald jenes Moment, das wir im speziellen Falle nicht näher kennen, das Ausschlaggebende war.«

Ich habe nicht umsonst diese Ausführungen in ihrem ganzen Umfange zitiert, denn hier scheint mir die Brücke geschlagen, die uns hinüberführt auf das Feld, auf dem die Freud'schen Lehren vielleicht auch zum Verständnisse dieses Problems beitragen werden. Sie haben uns einen Einblick in das Traumleben gewährt, gezeigt, wie all unser Träumen in der letzten Wurzel auf Kinderwünsche zurückführt, sie weisen dem Psychoanalytiker den Weg, auf welchem allein er den seelischen Erkrankungen, denen die anderen Ärzte ratlos gegenüberstehen, siegreich zu Leibe rücken kann, indem er tiefer und tiefer eindringt in das psychische Erleben des Patienten bis zu seinen ersten Lebensjahren. Und so wie hier durch die gemeinsame Arbeit des Arztes und des Kranken das Erinnerungs-

* Bleuler und Lehmann, l. c., pag. 32—33.

** Bleuler und Lehmann, l. c., pag. 34.

vermögen des letzteren sich der Erlebnisse früher Kindertage entsinnt, so gelingt es in ehrlicher Selbstanalyse, längst Vergessenes über die Schwelle des Bewußtseins treten zu lassen; und dieser Weg ist, wie ich glaube, vielleicht der einzige, der auch beim Problem der Sekundärempfindungen zu wertvollen Erkenntnissen führen dürfte. Denn gerade der Umstand, daß bei allen Farbenhörern das Phänomen bis in die erste Jugend zurückreicht, scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, daß es sich nebst einer gewissen konstitutionellen Veranlagung um früheste, zum großen Teil als solche längst vergessene Denkprozesse handelt, von denen infolge gewisser lust- oder unlustbetonter Erlebnisse dem Kinde eine dauernde Verknüpfung bestimmter Vorstellungen erhalten bleibt. Welche sind nun die Interessensphären, die dem Kinde so Wichtiges bieten, daß es nach allen Seiten Fäden knüpft, fest gedreht und dauerhaft für das ganze Leben? Sprechen wir es nur ohne Scheu aus, mögen sich die, welchen es gelungen, ihre eigenen Kindheitsregungen und -Lüste niederzuschweigen, darob entrüsten, es ist das Gebiet des Sexuellen und des Erotischen, das gerade dem Kinde, dem die Kunst der Sublimierung noch fremd ist, all seine kleinen Erlebnisse lustbetont erscheinen läßt. Wer sein Inneres ehrlich prüft, so ein wenig sein Gewissen erforscht, dem tauchen Erinnerungen aus seiner frühen Kindheit auf, die ihm dann sein sonst unbegreifliches Verhalten in späteren Situationen, zumal im Liebesleben, erklären. In den Psychoanalysen der Kranken erfahren wir, wie in diesen die Erinnerung an anscheinend so unbedeutende, harmlose Szenen aus dem Kinderleben haftet, die sich oft als wichtige Veranlassung zu späteren Übeln erweisen. Da erinnert sich der eine eines Kleides der Mutter, das sie bei einem Anlasse getragen, bei dem das Kind sich von ihr zurückgesetzt fühlte, der andere eines Spazierganges, auf dem das Kind Gelegenheit hatte, den Vater bei Verrichtung seiner Bedürfnisse zu belauschen; von da ab zeigt sich eine intensive Abneigung gegen die Farbe jenes Kleides, begründet sich eine Vorliebe für ähnliche Wege; oder es erfolgt auch hier infolge von Verdrängung eine Ablehnung und alle diese Faktoren spielen dann im Traume eine gewaltige Rolle, Rezentes mit dem Infantilen verwebend und so jene bedeutsamen Träume erzeugend, die dem Laien barer Unsinn dünken.

Alle sinnlichen Eindrücke, die auf das Kind wirken, werden, sofern sie starken, i. e. sexuellen Interesses nicht entbehren, bereitwillig und voll aufgenommen, manches mit Lust oder Unlust beantwortet, was die Aufmerksamkeit des Erwachsenen kaum erregt. Zur Perzeption gesellt sich schon früh eine mehr oder minder rege Assoziationsfähigkeit. Warum sollte diese beim Kinde nicht so stark sein, daß bei einem gewissen konstitutionellen Entgegenkommen Empfindungen verschiedener Sensorien so innig verknüpft werden, daß es genügt, auf dem einen Sinnesgebiete Vorstellungen wachzurufen, sobald auf das andere ein Reiz wirkt? Wenn Nußbaumer

berichtet, daß er und sein Bruder das Klingen von Messern und Gabeln, die wir heute längst als Sexualsymbole kennen gelernt haben, mit Farbenempfindungen begleiten, so wird wohl jene Symbolik in Verbindung mit kindlichen Erlebnissen nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Warum hätte jeder »seinen Glöckchen« die schönere Farbe zugeschrieben, wäre nicht kindlicher Sexualneid im Spiel gewesen? All das Bramarbasieren unserer Jungen mit ihrer Stärke und ihrer Überlegenheit bedeutet ja im Grunde nichts anderes, als im Sexuellen mehr leisten zu können als die anderen. Solche infantil-sexuelle Zusammenhänge lassen sich aber fast in allen Fällen des Farbenhörens nachweisen und ich will es zunächst versuchen, meine eigenen Synopsien auf ihre Abhängigkeit von Assoziationsvorgängen, gebunden an sexuell-erotische Erlebnisse in der frühen Jugend, zu prüfen.

Ehe ich diese Beziehungen entrolle, möchte ich eine kleine Übersicht über meine Photismen bringen, wie ich sie vor sechs Jahren, angeregt durch ein Gespräch mit einem Gelehrten, zusammenstellte; dazu sei bemerkt, daß mir damals die Freudschen Lehren fremd waren, daß ich also ohne Beeinflussung durch dieselben meine Aufzeichnungen gemacht habe.

A. Lautphotismen:

Vokale.

a . . . blau (besonders in Verbindung mit l, r, x),
e . . . verschwommen gelb oder ohne Wirkung,
i . . . grün bis gelbgrün,
o . . . rot bis schwarz,
u . . . braun,

als Buchstaben {
ä . . . grau (wie Nebel),
ö . . . fast schwarz mit rötlichem Untergrund,
ü . . . dunkelbraun,

ai . . . hellgelb mit stark blauem Hintergrund.
ei . . . hellgelb,
au . . . blaugrau,
eu, äu* . . . dunkelrotbraun,
oi . . . blaugrün (matt),
oui . . . braungrün,
oi . . . kräftig blaugrün,
Nasallaute an, en, em . . . mattgrün,
« un, um . . . mattbraun.

* Als Laut, dunkelblaugrau als Buchstabe.

Konsonanten: Dieselben sind für sich (mit Ausnahme von m = braun, n = graubraun) ohne besonderes Kolorit, beeinflussen aber in Wörtern das des folgenden oder vorhergehenden Vokals, teils in der Nuance (s, ß machen die Farbe grell), teils in der Art der räumlichen Ausbreitung (Wellen, Bänder, Wolken, Flammen durch l r u. a.)

B. Wortphotismen:

Der mit dem Hochton versehene Vokal des Wortes verleiht in der Regel dem ganzen Worte seine Färbung; die Wortphotismen sind für mich deshalb einfach und hievon machen weder die Eigennamen noch die Wochentags- und Monatsnamen eine Aus-

nahme <nur der Name Gisela erscheint mir violett, obwohl i = grün, e = gelb oder unbetont, a = blau>.

C. Ton- und Klangphotismen:

Hohe Töne — helle Farben, tiefe Töne — dunkle Farben. Piano und Forte bei Musikstücken schwächen, resp. verstärken nur die Farbenvorstellung; Staccato verleiht jeder Nuance etwas Grelles. Einige Musikstücke erscheinen mir in besonderen Farben, unabhängig von den einzelnen Tönen, so Beethovens »Lenore« in rot-schwarzen Wolken, Schumanns »Jägerlied« in rein blauen Flammengebilden, Beyers »La pluie de perles« in blaugrauen Perlenschnüren <nach Art von Rosenkränzen>.

Instrumente:

Klavier: in den unteren Oktaven braunschwarz,
in den mittleren Oktaven blau <von dunkel bis hell; in Form von Wellen und Flammen>, je nach dem Rhythmus,
in den höchsten Oktaven gelb.

Geige: ziemlich übereinstimmend mit dem Klavier, aber mit blauem Unterton in den tiefsten und höchsten Tönen.

Flöte: ebenso.

Waldhorn: mit blaugrünem Unterton <ähnlich wie Pfauengefieder>.

Orgel: schwarz, violett, dunkelblau <mit der Vorstellung, aus den Blasebälgen quelle eine dunkle Flüssigkeit>.

Harmonium: ähnlich der Orgel, mit ausgesprochen braunem Unterton.

Blechinstrumente: rot — gelb.

Menschliche Stimme <im Gesange>: Sopran — hellblau — gelb, Mezzosopran — hellblau, Tenor — mittleres Blau, Alt — das schönste Stahlblau, Bariton — dunkelblau, Baß — braun bis schwarz; <im Sprechen>: selten besonders koloriert; bei mir sympathischen <etwas bedeckten> Stimmen habe ich die Farbenvorstellung blaugrau bis stahlblau, bei kreischenden oder schnarrenden Stimmen rotgelb.

Die Sprachen selbst rufen mir wenig Photismen hervor; nur die englische erscheint mir blaugrau — braungrau, die italienische orangengelb — rot.

D. Zahlenphotismen:

Unter den Zahlen ist es besonders die 8, welche für mich mit einer Farbe <blau> verknüpft ist; dies geht soweit, daß mir jede als Vielfaches von 8 erkannte Zahl ebenfalls blau erscheint. Daß 7 = gelbgrün, 9 = dunkelrotbraun, führt auf die Wortphotismen zurück; den übrigen Zahlen, sowie Ziffern fehlen solche.

E. Geräuschphotismen:

Knarren von Rädern = graubraun, ebenso das Heulen des Windes. Kratzen von Schreibfedern = schmutzig graugrün; alle Geräuschsphotismen sind verschwommen und unbestimmt.

Daß das Farbenhören bei mir in der Regel nicht auf begrifflichen Assoziationen beruht, zeigt sich dadurch, daß z. B. »Blut« niemals mit rot, sondern stets mit braun (dem u entsprechend), die Wörter »weiß, Blei, rein . . . .« mit gelb beantwortet werden. Endlich bliebe bei der Annahme einer Begriffsassoziation unverständlich, wieso das Wort »Freude« die Farbenvorstellung dunkelrostbraun, »Ärger« grau wecken kann.

Bezüglich der Farben ist mir das Blau das stärkste und angenehmste Photisma. Weiß fehlt mir vollständig, Violett erscheint mir nur an wenige Wörter und an gewisse Instrumente gebunden. Die Farbe wird von mir in der Regel in das Gehörsfeld, bei reproduzierten Vorstellungen ins Gesichtsfeld projiziert; sie erscheint und schwindet mit dem sie erzeugenden Schalleindrucke. Intensive Aufmerksamkeit auf das Phänomen schwächt dasselbe. Geometrische Diagramme, wie Kurven oder Flächen mit bestimmter Licht- und Schattenverteilung, fehlen mir.

Von anderen sekundären Sinnesempfindungen, respektive assoziativen Vorstellungen habe ich an mir selbst nur ein fast schmerzhaftes Gefühl der Stille beim Verlöschen eines Lichtes in der Dunkelheit beobachtet*; Geschmacks- und Geruchsphotismen kann ich mit Ausnahme eines einzigen Falles mich nicht erinnern, je gehabt zu haben, ebenso wenig Phonismen.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß ich jedes musikalischen Gehörs bar, schon in früher Jugend einen stark ausgeprägten Farbensinn zeigte, der mir eine Quelle großer Lust war. Stundenlang konnte ich mich mit dem Ordnen von bunten Glasperlen, verschiedenen Wollfäden beschäftigen, ohne des Spiels müde zu werden; Christbaumbehang und -kerzchen verteilte ich nach den Farben der einzelnen Stücke, da Mama nach meiner Ansicht darauf zu wenig Sorgfalt verwendete. Eine mir häßlich erscheinende Farbe eines Kleides wirkte auf mich so nachhaltig, daß ich, gehörte sie einem meiner eigenen Kleidungsstücke an, stets den ganzen Tag in der unliebenswürdigsten Laune war, wenn ich sie trotz meiner Abneigung tragen mußte. Personen von mir unsympathischer Haar- oder Hautfarbe oder derartigen Kleidern waren mir bewußter Weise dadurch verleidet, und Bücher zu lesen, deren Einband keine mir zusagende Farbe hatte, lehnte ich ab. Diese frühzeitige Entwicklung eines so ausgeprägten Farbensinnes fand seine Kehrseite im vollständigen Mangel an musikalischer Begabung.

Meine frühesten Erinnerungen bezüglich des Farbenhörens

* Diese Eigentümlichkeit stammt aus meiner Kindheit und hängt damit zusammen, daß in Mamas Schlafzimmer, das wir Kinder mit ihr teilten, wegen ihrer Kränklichkeit nachts ein Lämpchen brannte. Erlosch dieses oder löschte es Mama in früher Morgenstunde, so fuhr ich jedesmal angstvoll aus dem Schlafe auf und warf mich solange ruhelos und ächzend herum, bis ich mit meiner Bettdecke und meinem Kissen mich zu Mama ins Bett legen durfte. Dieses nächtliche Aufschrecken mit dem Rufe »Mama, ich seh' nichts«, blieb mir noch viele Jahre nach ihrem Tode.

gehen in mein siebentes Lebensjahr zurück. Damals wurde ich daheim oft verspottet, wenn ich, unter dem Klavier sitzend, in den Resonanzkasten sang, um die »blauen« Töne zu hören; so bezeichnete ich die einmal gestrichene Oktave, insbesondere das a_1. Denselben Farbeneffekt aber rufen mir Wörter, die den Vokal **a** enthalten, hervor, welcher Eindruck durch die Verbindung des a mit l, (r, x) bedeutend verstärkt wird, so die Wörter »Schale, Kristall, Ball« etc. Nun war es gerade eine blaue Kristallschale, die in meinem 7. bis 8. Lebensjahre eine bedeutsame Rolle spielte; eine solche besaß nämlich ein alter Stabsarzt, der im selben Hause wohnte und sich arg gegen das kaum sechsjährige Kind verging. Diese blaue Schale fand ich stets mit Zuckerwerk gefüllt und oft lockte mich der leise Klang der Leckerbissen an der Kristallwand oder der des silbernen Fußes, trotz Verbotes meiner Eltern zu dem alten Lüstling in die Veranda zu eilen. Ob ich nur des Zuckerwerks halber, das wir Kinder auch zu Hause oft genug bekamen, mich bei ihm einfand oder ob mich auch sein Tun, das über eine gewisse ängstliche Grenze nicht hinausging, lockte? Ich kann mich dessen nicht mehr entsinnen, doch sicher ist, daß mir aus jener Zeit die Erinnerung an die ersten eigenen onanistischen Akte — Klettern an glatten Baumstämmen — geblieben ist. Und gerade damals suchte ich die blauen Töne des Klaviers. Das Verbergen unter demselben mag wohl eine Symbolhandlung für den heimlichen Aufenthalt in der Veranda gewesen sein, und wie ich dort mit roten Wangen hervorkroch, so dürfte ich oft ebenso vom Stabsarzte zu Mama zurückgekommen sein. Eine weitere Beziehung zwischen der blauen Schale mit dem Silberfuß und dem blauen a_1 des Klaviers zeigt mir die Erinnerung, wie gerade zur Zeit meiner sexuellen Aufklärung (in meinem elften Lebensjahre) die a_1-Saite unseres Klaviers gerissen war und erneuert wurde, und daß ich mir die Überreste derselben ausbat; sie war mit feinem hellglänzenden Draht umsponnen, den ich abwickelte und als Halsketten für die Puppen, aber auch als Strumpfbänder für mich selbst verwendete und sie, die masochistischen Regungen der Kindesseele befriedigend, als Strafmittel benützte. Die neue a_1-Saite hatte längere Zeit hindurch einen stark metallischen Klang, der sich mir, an die scharfen Befehle meines Papas mahnend, fest einprägte. So wurde das a_1 der einzige Ton, den ich bei kleinen Gehörübungen in der Klavierstunde erkannte. Dieser Unterricht war nun überhaupt meine Schwäche und Qual und ich suchte die Stunden auf alle mögliche Art, wohl hauptsächlich unter dem Vorwande physischer Bedürfnisse abzukürzen. Besonders haßte ich die »gelben« Töne der höheren Oktaven und der schwarzbraune Baß war durch seine Farbe auch nicht darnach angetan, meine Sympathie zu erwecken; oder vielleicht hatte ich dieselbe verdrängt; denn als ich den Baß einmal als »Klosett-Töne« bezeichnete, konnte mich die Entrüstung meiner Mama über meine Unanständig-

keit wohl zum Unterdrücken, nicht aber zum Vergessen des Anstößigen zwingen. Warum verband ich aber die mir unangenehmen hohen Töne mit Gelb? Dies knüpft an die von väterlicher Seite hereditäre Analerotik meiner Kinderjahre an. Nichts war Papa verächtlicher, als wenn einer Angst zeigte und er rügte solche Anzeichen bei uns Kindern mit der beliebten Wendung von der »gelben Furcht in den Hosen«. Da ich nun in Papa den Inbegriff aller Vortrefflichkeit sah, trachtete ich, Furchtäußerungen vor seinem scharfen, kaiserblauen Auge zu verbergen, um nicht das tadelnde Wort auf mich angewendet zu hören. Aus demselben Grunde unterdrückten meine Schwester und ich auch jegliches Schreien — i. e. die hohen Töne — bei einem Schmerz.

Als Zusatz zu der Blaufärbung des a ist noch zu erwähnen, daß gerade Blau — in Übereinstimmung mit beiden Eltern — meine Lieblingsfarbe war, und zwei kleine Freundinnen aus meinem sechsten, respektive neunten Jahre »Anna« hießen. Die erstere besaß ein Puppenklavier, dessen Klang mir noch in der Erinnerung metallisch blau vorkommt; die letztere einen in blauem Lichte phosphoreszierenden Ball, der mir in gleicher Weise wie das Puppeninstrument den lebhaften Wunsch nach Besitz weckte. Dazu kommt noch, daß mir die ältere Freundin das Märchenbuch »Tausend und eine Nacht« lieh, in welchem die Geschichte »Aladins Wunderlampe« mit einem in blauem Ton gehaltenen Transparentbilde ausgestattet war, einem Buchschmuck, der sich in keiner meiner eigenen Märchensammlungen fand. So knüpften sich gerade an das a so viele Erlebnisse und Wünsche meiner Kindheit, die wieder irgendwie mit der Farbenempfindung Blau zusammen auftraten, daß es nicht Wunder nimmt, daß die Assoziationen habituell wurden.

Das e ist häufig ohne Farbenvorstellung; erfolgt eine solche, dann ist sie ein fahles Gelb bis Braungelb. Vielleicht rührt dies zum Teil von den gelben Sägespänen* her, die sich als letzter Gewinn bei meinen »ärztlichen Untersuchungen« an Puppen ergaben. Daß dabei sexuelle Dinge das Ziel meines Forschens waren, glaube ich wohl annehmen zu dürfen, zumindest war es eine unbewußte Betätigung der Urethral- und Analerotik; darauf deutet hin, daß ich dieses Spiel immer heimlich trieb und mir dasselbe, vermutlich wegen erklärender Begleitworte, verboten wurde. Auch spielte in meinen Kindertagen ein im Garten befindlicher Lehmhaufen, den ich gern nach den Spuren unserer Katzenfamilie durchforschte, eine große Rolle.

Wie selbstverständlich es dem farbenhörenden Kinde erscheint, dies Phänomen als allgemein vorkommendes zu betrachten, zeigt mein Verhalten gegen das bekannte Winterlied, dessen zweite Strophe mit den Worten beginnt: »E, e, e, nun fällt der erste Schnee.« Wurde dieses Lied in der Schule (zweite Volksschulklasse) gesungen,

* Kindern wird der Unterschied in der Aussprache von e und ä häufig erst spät, oft nur bei absichtlicher Hervorhebung bewußt.

so konnte ich nie den ärgerlichen Gedanken unterdrücken, das gelbe »e, e, e« und das Wort »Schnee« passe doch gar nicht zu dessen weißer Farbe.

Das **i** erscheint mir h e l l g r ü n b i s g e l b g r ü n. Wir hatten bei unserem Wohnhause einen großen Garten mit einer Wiese, auf der ich allerlei Erlaubtes und Verbotenes, i. e. Sexuelles trieb. Insbesondere kletterte ich gern an dem glatten Stamm eines Kirschbaumes mit möglichst entblößtem Körper, wobei ich mich so lange anpreßte, bis mir Hören und Sehen verging. Wenn Mama einmal mein Tun bemerkte, verwehrte sie mir dieses Vergnügen mit den Worten: »Du, du bist auf dem Kirschbaum, geh' augenblicklich herunter!« An einem Birnbaum hatte ich wieder eine Schaukel, auf der ich auch manche sexuell vergnügte Stunde verbracht, bis eines Tages — vermutlich auf Papas Anordnung — die Schaukel verschwunden war. Auf der Wiese unseres Gartens tollte auch manchmal abends Papa mit uns Kindern herum, kitzelte uns, besonders mich, unter den Armen und Knieen; diese Wendung des Spiels war mir eigentlich nicht angenehm, da es fast jedesmal mit einem Verdrusse endete, wenn ich ungebärdig mit den Beinen herumschlug und in den höchsten Tönen quietschte, sobald mir das Kitzeln zu viel wurde. Dabei hatte ich sicher auch gewisse Lustgefühle, wie ich überhaupt in meiner Kindheit eine starke Hauterotik gezeigt haben mag; erinnere ich mich doch jetzt noch des eigentümlichen Gefühls, das mir ein Streicheln der Haut an den Armen oder dem Halse verursachte, und daß ich es sehr liebte, von meiner Schwester an den Fußsohlen gestreichelt zu werden; dies ließ ich mir so lange machen, bis es mir vor den Augen g r ü n wurde, gleich der Wiese, auf der Papa mich gekitzelt hatte. Große Bedeutung kam in meiner Jugend einer in der Nähe unserer Wohnung gelegenen Privat-Irrenanstalt zu, an welcher ein schmaler Heckenweg vorbeiführte, der mir streng verboten war, da ich stets im Schlafe aufschrie oder bei Tag sehr aufgeregt war, wenn ich dort gegangen. Denn erstens ging ich diesen Weg nur heimlich, hatte also immer Angst, ertappt zu werden, ferner erfolgte gerade auf diesem Umweg nach Hause meine Einführung in das Sexualgebiet durch eine Schulkameradin und endlich beobachteten wir durch die Spalten des Zaunes des Irrenhausparks eine irrsinnige Französin, die in einem kleinen Nebenhäuschen untergebracht, dort an dem Fenstergitter rüttelte, unaufhörlich Drohungen ausstieß und gellend nach einem »Richard« schrie, was uns Kinder, die wir uns eben mit dem Problem von »Mann und Weib« intensiv zu beschäftigen begannen, höchlich interessierte. Der Eindruck des schrillen Schreiens war so nachhaltig, daß ich es noch heute, wenn ich diesen grünen Heckenweg gehe, zu hören vermeine.

Wörter, deren Stammsilbe den Vokal o enthält, sind mir r o t bis s c h w a r z koloriert.

Auch hier stellt sich ein Zusammenhang mit sexuellen,

respektive erotischen Dingen heraus. In die Zeit, da ich lesen lernte, in mein siebentes Lebensjahr, fielen die ersten Angriffe des früher erwähnten Stabsarztes. Nun erinnere ich mich eines Vorfalles im Garten, der mich die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Genitalien ahnen ließ, indem ich aus der o-förmigen Öffnung seiner Hand plötzlich etwas Rotes lugen sah. Wenn mir auch der richtige Zusammenhang fehlte, da ich keinen Bruder hatte und auch sonst in unserer Familie kein einziger Knabe verkehrte, so fühlte ich doch instinktiv, daß es sich hier um etwas handle, »was man niemandem sagen dürfe«. Von da ab füllte sich mir die Rundung des Buchstaben o mit dieser Farbe; durch Assoziation zwischen Lautzeichen und Laut übertrug sie sich natürlich auf diesen. Die Länge desselben, sowie die benachbarten Konsonanten variierten die Farbe vom hellen Rot bis zu rötlichem Schwarz. Daß das o auch so dunkel erscheinen konnte, hat allerdings noch einen besonderen Grund. Als ich die zweite Volksschulklasse besuchte, sah ich auf dem Heimweg aus der Schule aus einem sonst stets geschlossenen großen Tor, das in eine dunkle Einfahrt führte, zwei Männer im Streite rennen; der eine mit fliegendem roten Halstuch hielt ein blutiges Messer in der Hand; der ganze Menschenstrom wälzte sich durch die Straße, in der wir wohnten, und zitternd und weinend bat ich meine bei uns wohnende Tante, deren Lieblingsnichtchen ich war, sie möge ja nicht wie sonst um diese Stunde aus dem Hause gehen. Alles Zureden und Beschwichtigen, daß dieser Mann doch Tante nichts tue und wohl schon längst arretiert sei, war vergebens. Dieses große Tor war von da ab für mich mit tief dunklem Rot und Schwarz verknüpft und so oft ich das Wort »Tor« hörte, hatte es, selbst in seiner zweiten Bedeutung gebraucht, die bestimmte Farbe. Ja, es wurde für mich ein stark rotes Gesicht direkt ein Kriterium eines törichten Menschen; daher stammt wohl auch zum Teil meine kindliche Ansicht, geistig bedeutende Menschen müßten blaß sein, was natürlich auch andere infantile Wurzeln hatte, so die Autorität der Eltern, die beide von bleicher Gesichtsfarbe waren und den Autoerotismus, dem die eigene Blässe höchst interessant schien. Schließlich hörte ich in der Zeit meiner sexuellen Aufklärung (zwischen zehn bis elf Jahren) durch Mitschülerinnen von den physischen Vorgängen im Leben des Weibes und das Wort Periode und ein hiefür häufig gebrauchter Volksausdruck (das Monatliche) lieferten der assoziierten Vorstellung »rot« für o neue Nahrung. Überdies gab es gerade damals in der Familie meiner kleinen Freundin eine Hündin namens Flora, die wiederholt des Vaters Bett mit Blut besudelt hatte.

Das u ist in Schrift und Laut durch braune Photismen charakterisiert. Hier zeigt sich wieder die starke Betonung der Analerotik im Leben der Kinder. Es ist eine ziemlich allgemeine Gepflogenheit von Müttern und Pflegerinnen, den Abgang von Darmgasen der Kleinen mit dem Worte »Puh« zu begleiten; da das

gewöhnlich zugleich mit der Defäkation stattfindet, so wird die Farbe der Exkrete einfach an jenen anderen Vorgang assoziiert. Da unserer Kinderstube der Ausdruck Lulu (für Urinieren) fehlte, so ist es leicht erklärlich, warum das u nur an Braun, nicht etwa an Gelb gebunden erscheint. Von den Geräuschen bei der Verrichtung der Bedürfnisse wurde dann die Farbe auf ähnliche Schalleindrücke, so das Heulen des Windes (hier liegt vielleicht auch noch eine begriffliche Assoziation vor infolge der Bezeichnung der Darmgase als »Winde«) übertragen; auch Knistern von Papier und andere unangenehme Geräusche erzeugten mir braune Photismen und so kam ich dazu, in dem landläufigen Ausdruck »Es läuft einem kalt über den Rücken« das Wort »kalt« durch »braun« zu ersetzen. Endlich entsinne ich mich eines sonderbaren Gedankens, der sich mir als 18jähriges Mädchen blitzartig aufdrängte, als ich zum ersten Male eine voll entblößte üppige Frauenbrust beim Säugen eines Kindes sah; »Mutterbrust«, dachte ich mir da, »paßt wirklich ausgezeichnet. Die zwei u für die beiden braunen Flecken«. Diese Gedankenkette zeigt so recht deutlich, wie auch der erwachsene Farbenhörer geneigt ist, das Phänomen bei allen Individuen vorauszusetzen. Hieher gehört noch ein Erlebnis aus meinem 11. Jahre. Papa hatte J. Scherrs »Germania« angeschafft; ihr Inhalt ließ mich ziemlich kalt, bis ich darin eine Stelle aus Wolfram von Eschenbachs Parzifal fand:

»Die Königin ohne lange Wahl
Nahm das rot braune Mal
Ihres Brüstleins Zutscherchen
Und schob es in sein Lutscherchen;
Selber wollt' ihm Amme sein,
Die ihn trug im keuschen Schrein«.

Die wichtige Miene, das bedeutsame Augenzwinkern und heimliche Lächeln machte Mama bald aufmerksam, was plötzlich mein Interesse an diesem Werk wachgerufen, und sie entzog es mir.

Zur Erklärung der Farben der Trüblaute fehlt mir jede Erinnerung; ich glaube übrigens, daß ihr Kolorit ursprünglich mit dem der ihnen ähnlich klingenden Reinlaute, beim geschriebenen Wort hingegen eine besondere Farbe annahmen, die sich dann auf den prononziert gesprochenen Laut übertrug.

Die Diphtonge aber besitzen wieder ihre selbständigen Photismen.

Das ei und auch das ai (bei nicht stark prononzierter Aussprache) rufen die Vorstellung gelb hervor. Diese Farbe ist weit entschiedener und heller als das Gelb des e. Vor allem mag wohl dieses Kolorit von einer obszönen Bezeichnung für die Defäkation herstammen, die ich als Kind für mein Leben gern gebraucht hätte. Das bestbehütete Kind hat Gelegenheit, solche Ausdrücke zu hören und je strenger das Verbot, sie anzuwenden, desto größer ist natürlich das Verlangen darnach. Als Kind gelegentlich an Ver-

dauungsbeschwerden leidend, erhielt ich öfters Irrigationen, zu welchen ein Ansatzstück aus gelbem Bein verwendet wurde. Wenn nun Papa die gelben Bernsteinmundstücke seiner Pfeifen und Zigarrenspitzen in den Mund steckte, dachte ich jedesmal an die andere Prozedur und oft belustigte ich mich mit meiner Schwester darüber. Und so wurde die gelbe Farbe ein jedem Worte mit ei inhärentes Merkmal. Übrigens glaube ich, daß gerade die Verknüpfung von ei mit gelb bei so vielen Personen vorkommt, dürfte auch immerhin auf eine begriffliche Assoziation hinweisen. Es ist auffallend, daß gerade dieses Photisma in mehreren Fällen als »gesprenkelt« angegeben wird. Vielleicht ist es deshalb so vielfach übereinstimmend, weil doch das Ei für jedes Kind frühzeitig der willkommene Anlaß zu sexuellen Fragen ist.

Wie ich schon bemerkte, schließt sich der Laut ai bei wenig sorgfältiger Aussprache bezüglich des Kolorits an das ei an. Anders in der Schrift; hier tritt ein helles Blau links vom Gelb auf. Diese eigentümliche Aufnahme der beiden Zwielaute ist wohl ein deutlicher Hinweis darauf, daß die Synopsien aus recht frühen Jugendjahren stammen. Denn einen so starken Unterschied in den zwei Lauten macht nur das Kind und auch dieses nur zur Zeit seines ersten Leseunterrichtes, wo es die Bestandteile der Zwielaute noch häufig getrennt sprechen will, bis ihm erst in späterer Zeit gelingt, dieses Bild als Zeichen für einen Laut zu erfassen.

Das **eu** und häufig auch das **äu** (als Laut) erregen mir die Farbe dunkelrotbraun. Auch hier liegt eine Verknüpfung mit dem sexuellen Gedankenkreise des Kindes vor. Eine stark masochistische Ader veranlaßt mich oft, mich im Spiele in die Rolle von Kindern zu versetzen, die von überstrengen Eltern bis aufs Blut geprügelt werden, ich nannte dies »Durchbläuen«. Auch freute ich mich tatsächlich an kleinen Wunden, die ich mir bongré, malgré zugezogen hatte. Durch diese Neigung erklärt sich zum Teil meine große Vorliebe für Katzen, von denen ich mich kratzen und beißen ließ, nach Herzenslust für beide Teile. Die rotbraune Borke riß ich dann ab und nannte das: »ich mache mir eine Freude«; gleiche Lust bereitete mir das Spiel mit den Katzen. Hinterdrein ließ ich mich gern von Mama bedauern und schöpfte aus ihren Liebkosungen abermals Freude. Und ich kenne heute noch kaum ein zweites Wort, das mit seinem Klange oder seinem Schriftbild so kräftig die rotbraune Farbe erzeugt, wie das Wort »Freude«.

Für die blaugraue Färbung des **au**, sowie für das bräunliche Kolorit von **m** und **n** weiß ich keine Erklärung. Den übrigen Konsonanten fehlt, wie ich in der Übersicht bemerkte, eine eigene Farbe. Einige, besonders das **l**, ziehen das Farbenbild des Vokals in Wellen aus. Betreffs dieser Eigentümlichkeit wurde mir die Vermutung rege, daß hier das Tun des schon erwähnten alten Paidophilen eine Rolle spielt. Ein einzigesmal versuchte er, die Hand des Kindes an seinem Membrum entlang gleiten zu lassen.

Schrie ich ob der neuen Tastempfindung oder störte ihn anderes, kurz, es kam zu keiner Wiederholung. Aber ich weiß, daß mir noch lange nachher das Ausklingen einer Glocke und Gläserklingen jene Szene ins Gedächtnis zurückrief. Vielleicht hat die Kristallschale geklirrt, als ich mich losreißen wollte. Irgendwie muß die lang gleitende Bewegung eine Verknüpfung mit jener Kristallschale erfahren haben; denn es erscheint eigentümlich und ein wenig sinnlos, daß ich mir in meiner Kindheit lange Zeit Kristalle nicht anders als langgestreckt vorstellen konnte, obgleich ich zu Hause Gelegenheit hatte, mich an einer Mineraliensammlung zu überzeugen, daß es auch recht breite Kristalle gebe. Daß gerade meine blauen Photismen so häufig in Form von Flammengebilden auftreten, dürfte wohl in dem bekannten Phallus-Symbol, der Flamme, seine Erklärung finden und an die eben erwähnte Szene anknüpfen.

Unter den Wortphotismen macht einzig der Name Gisela eine Ausnahme, indem derselbe, unabhängig von den Vokalfarben, hell violett erscheint. Dazu folgendes: Meine Eltern besaßen eine Photographie der kaiserlichen Familie, worauf ich mir viel zugute tat, da ich mir nicht ausreden ließ, Papa hätte sie vom Kaiser selbst erhalten. Erzherzogin Gisela trug auf dem Bilde ein hell- und dunkelgestreiftes Kleid, das mich lebhaft an ein ähnliches violettes von Mama erinnerte, Grund und Vorwand genug zur Identifikation. Da noch überdies das Photographienalbum, in dem sich das Bild befand, in hellviolettem Samt gebunden war, waren alle Bedingungen gegeben, um den Namen Gisela an diese Farbe zu fixieren.

Die Assoziation von Farben und ganzen Musikstücken stammt nicht aus der Kindheit, da ich Melodien infolge meiner schlechten musikalischen Begabung nicht behalten konnte; diese Verknüpfung erfolgte erst in späteren Jahren, entbehrte aber da nicht des erotischen Hintergrundes. So kolorierte ich das Schumannsche Jägerlied in schönstem Blau, als ich mit 16 Jahren mich lebhaft für den Bräutigam meiner Schwester — einen Landwehroffizier mit blaugrauer Uniform — interessierte. Und aus ähnlichen Gründen nahm Beethovens »Lenore« ihr rot-schwarzes Kolorit an. Dagegen führt das Photisma der blaugrauen Perlenschnüre zu Beyers «La pluie de perles« an die Grenze zwischen Kinder- und Mädchenjahren. Nach dem Tode meiner Mama fiel mir beim Ordnen ihres Nachlasses ein silbergefaßter Rosenkranz aus grauem Sandelholz auf, der schon seit vielen Generationen sich in ihrer Familie vererbt hatte, für mich ein hinreichender Grund, mein größtes Interesse zu erwecken. In dieser Zeit lebte ich in meinen ersten religiösen Zweifeln und empfand noch nachträglich schmerzlich die Verschiedenheit der Ansichten meiner Eltern auf diesem Gebiete. Als später einmal meine Schwester das genannte Musikstück spielte, erinnerte ich mich, es auch von Mama gehört zu haben und da flog mir der Gedanke durch den Kopf: »Mama hat da eigentlich ihren eigenen Rosenkranz (den »schmerzhaften«) gespielt. Und so

blieb mir »La pluie de perles« verknüpft mit den grauen Kügelchen der Gebetschnur.

Den Instrumenten weise ich ganz bestimmte Farben zu, deren Nuancierung durch Höhe, Stärke und Klangfarbe der Töne bedingt wird. Daß ich gerade dem Klavier meine Lieblingsfarbe Blau zueignete, geht außer aus den genannten Gründen noch daraus hervor, daß, wenn Mama, eine vortreffliche Klavierspielerin, sich diesem Vergnügen widmete, auch ich dem meinen, allerlei verbotenen Dingen, nachging, ja dieselben gern unter dem Klavier trieb, daß mir also dieses Instrument wegen der Lust, die ich mir in seinem Schutz gelegentlich verschaffte, ebenso lieb war, wie die blaue Kristallschale. Das Klavierspiel verursachte mir besonders im Blau und Gelb stets Flammenbilder, auf deren Bedeutung ich schon hinwies. Ob mir der Klavierkasten als Symbol des mütterlichen Leibes erschien und ob das fortwährende Bemühen, die blauen Töne aus ihm herausquellen zu sehen, als Symbolbehandlung des Lauschens auf die Verrichtung der körperlichen Bedürfnisse bei Erwachsenen anzusehen ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Immerhin muß irgend ein Zusammenhang zwischen Klavier und Klosett bestanden haben, wie aus der Bezeichnung »braune Klosett-Töne», die ich doch gewiß von niemandem anderen gehört hatte, hervorgeht. Dies gelbe Kolorit der hohen Töne des Klaviers hängt, wie ich glaube, mit der früher besprochenen Ablehnung jeder Furchtäußerung seitens meines Papas zusammen. Gerade im Zustande der Angst ist häufig das Sprechen der Kinder sehr leise, d. h. sehr hoch, und steigert sich dieser Affekt, so wird aus dem hohen Flüstern ein Schreien im höchsten Diskant, wobei im zarten Kindesalter nicht selten ein kleines Malheur passiert. Anderseits schreit das Kind gerade dann am stärksten, wenn ihm ein solches zugestoßen, nach hilfreicher Hand, so daß die Erklärung der Verknüpfung von Gelb mit hohen Tönen wohl nicht gesucht erscheinen kann. Eine ähnliche Assoziation liegt wahrscheinlich auch in jenen Fällen von Sensibilitätsphotismen* vor, in welchen Bauchschmerzen mit Gelb, Braun bis Grün, Kolik mit der Vorstellung von hellgelben, roten oder braunen Kugeln verbunden sind. Auch hatte ich die Gewohnheit, in zärtlicher Stimmung meine Stimme künstlich in die höchste Lage hinaufzuschrauben, besonders wenn ich die jungen Kätzchen bedauernd liebkoste, sobald sie in der üblichen Weise zimmerrein gewöhnt wurden.

Die Geige, als in der Klangfarbe dem Klavier und der menschlichen Stimme am nächsten verwandt, zeigt in der Färbung ihrer Töne auch die mit ihnen übereinstimmende Nüancierung; der bläuliehe Untergrund aller auf der Violine gespielten Musikstücke rührt von folgendem her: So lange Mamas Gesundheit es erlaubte, musizierte sie im Winter allwöchentlich einmal abends mit

* Bleuler und Lehmann, l. c. Anhang.

einem Violinspieler; diese Abende liebten wir Kinder sehr, weil wir da der steten mütterlichen Aufsicht entronnen waren. Unter dem Vorwande, dem Vortrage besser lauschen zu können, saßen wir im selben Zimmer, in dem musiziert wurde, beim Fenster und tuschelten mit einander — natürlich von sexuellen Dingen. Da die Klavierlampen einen großen Teil des Zimmers im Dunkeln ließen, wirkte hier das Mondlicht mit seinem bläulichen Glanze und der Lichtreflexe der Schneemassen im gegenüberliegenden Park stark auf unsere Phantasie und hüllte die Töne der Geige für mich in ein durchsichtiges Blau.

Aus welchen Gründen sich diese Photismen auf die Flöte übertrugen, weiß ich nicht anzugeben; sicher aber stammen sie ebenso wie die des Waldhorns erst aus viel späterer Zeit, letztere zirka aus meinem 14. Lebensjahre. Damals hörten wir oft abends aus dem Dunkel des Nachbargartens die Klänge eines solchen. Meist waren es Liebeslieder, welche der unbekannte Musikant ungesehen blies. Die Pubertätssehnsucht, etwas Großes, Unbekanntes zu erleben, fand in dieser Zeit ein konkretes Ziel in den neidvollen Gefühlen auf einige um weniges ältere Mädchen unseres Bekanntenkreises, denen die Eltern gestatteten, ohne Aufsicht in Park und Wald promenieren und flirten zu gehen. Der Wald des Kahlengebirges aber mit seinem blaugrünen Schimmer war die Sehnsucht meiner frühen Kinderjahre. Er erschien mir als etwas so Wunderbares, daß ich keine Gelegenheit versäumte, ihm vom Bodenraum unseres Hauses wenigstens mit den Augen grüßen zu können. Dabei sang ich gern all jene Lieder, in denen ich halb unbewußt das Erotische ahnte, wie »Ich schnitt es gern in alle Rinden ein« und dann Lieder von Todessehnsucht, so »Den Wanderer in der Sägemühle«, »Abschied«, »O hast du noch ein Mütterchen«. Und mit den Klängen verwob sich der blaugrüne Duft, der über dem Gebirge lag, und assoziierte sich dann den Tönen des Waldhorns. Der blaugrüne Hintergrund derselben zeigt stets das Schillern von Pfauengefieder; auch dies knüpft an einen Kinderwunsch. Solches zu bewundern hatte ich nämlich von meinem 6. bis 12. Lebensjahre Gelegenheit, da in der Nachbarsvilla ein Pfau gehalten wurde, der gegen Abend gern auf dem Dache eines Gartenhäuschens herumstolzierte. Meine Kindersehnsucht aber, ihn einmal ein Rad schlagen zu sehen, erfüllte er niemals, weil er — wie mir erklärt wurde — traurig sei wegen seiner Einsamkeit. Als Vierzehnjährige fühlte ich mich nun eben so allein wie einst der arme Pfau und die Farbe seines Gefieders wurde mir zum Symbol ungestillter Sehnsucht.

Orgel- und Harmoniumtöne weisen in allen Lagen einen schwarzblauen, respektive braunen Unterton auf. Ich erinnere mich recht gut, daß ich in meiner Kindheit mit dem Orgelklang die Vorstellung verband, beim Treten der Blasebälge rinne unten irgend eine dunkle Flüssigkeit heraus, vielleicht in Übertragung von der Muskelanstrengung bei der Defäkation. Aller-

dings erschien mir die aus der Orgel gepreßte Flüssigkeit schwarzblau, die aus dem Harmonium kommende braun; da ich Darmgasen diese Farbe beilegte, so mag wohl auch diese Identifikation stattgefunden haben. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß das Auspressen der farbigen Orgeltöne eine Beziehung zu onanistischen Akten hatte, bei welchen es dem Kinde »schwarz vor den Augen« wurde, wenn es den Körper, insbesonders die Beine, an den Baumstamm preßte.

Übereinstimmend bezeichnen die Beobachtungen über Farbenhören die Töne von *Blechinstrumenten* als *Gelb bis Orangegelb und Rot*. In dem Leben jedes Kindes gibt es eine Zeit, wo ihm die Freude am Zusammenschlagen von Blechgeschirr und -Deckeln umso größer wird, je ärger der Spektakel, und ebenso treibt jedes Kind das Spiel, Sonnenreflexe mit solchen Gegenständen zu erzeugen, solange bis es ganz geblendet ist. Daß dem überlauten Spiele der Kinder der Drang nach Sexualbetätigung zugrunde liegt, ahnen viele Erwachsene und verwehren das allzu arge Geschrei nicht bloß aus egoistischen Gründen; das Starren der Kinder in ein grelles Licht dürfte vielleicht den Zweck verfolgen, sich ebenso alles vor den Augen verschwimmen zu lassen, wie dies bei masturbatorischen Akten eintritt. So mag es kommen, daß diese lustbetonten Sensationen zwei Sinnesgebiete zu *einem* Eindrucke verschmelzen.

Die *menschliche Stimme* erzeugt mir im Konversationstone nur ausnahmsweise Photismen. Etwas gebrochene oder bedeckte Stimmen erhalten mir leicht einen schönen blaugrauen Farbenton, jedoch tritt dies — vermutlich in Übertragung von meiner schwer kranken Mutter — stets nur bei Personen ein, die mir sehr sympathisch sind; bei diesem Photisma spielt nämlich die Stimm*lage* keinerlei Rolle, es ist unter den gegebenen Bedingungen für Mann und Weib dasselbe. Kreischende oder schnarrende Stimmen haben ein rotgelbes Kolorit, häufig in Flammengebilden. Wenn ich bei den kindlichen Fangspielen wie »Hexe« und dergleichen recht schrill aufschrie, pflegte Papa mich mit den Worten »Was schreist du denn, als ob du am Spieße stecktest« zur Ruhe zu mahnen, so daß ich eigentlich mich nie so recht nach Herzenslust austoben konnte, wenn Papa daheim war. Dieses Aufkreischen verband sich mit den sadistischen Vorstellungen »Hexenverbrennung«, »an dem Spieße braten« dauernd und es übertrug sich das Photisma in der Folge auf schrille Stimmen überhaupt.

Unter den Personen, die ich im Laufe der Jahre kennen gelernt, befand sich eine einzige, die, obwohl blind, mit dem Phänomen des Farbenhörens behaftet war. Es war ein zirka elfjähriges, seit seinem sechsten Lebensjahr erblindetes Mädchen, Zögling einer Blinden-Erziehungsanstalt, das meine Stimme als *grün* bezeichnete, mich das »Fräulein mit der grünen Stimme«, auch das »grüne Wiesenfräulein« nannte. Da ich damals selbst erst 18 Jahre zählte, vom Farbenhören als psychisches Phänomen wenig mehr wußte, als daß

ich um seinetwillen oft ausgelacht wurde, beachtete ich es nur insoweit, als mir dieses Kind infolge seiner großen Anhänglichkeit an mich und vielleicht auch wegen der gemeinsamen Besonderheit recht lieb war. Auch in der Anstalt wurde das Ganze mehr als Scherz oder kleine Verschrobenheit, denn als erforschenswerte psychische Eigenart aufgefaßt. Die Vermutung, daß auch hier Assoziationen aus der frühesten Jugend vorliegen, drängt sich mir auf, in Erinnerung an die spontane Frage des Kindes, als ich mich zum ersten Male mit ihm beschäftigte: »Sitzt denn das Fräulein, weil mir die Stimme so nahe ist?« und die große Enttäuschung, als es zur Einsicht kam, daß mir der hohe Wuchs, mit dem seine Phantasie mich ausgestattet, fehle. Wie ließen sich diese scheinbaren Ungereimtheiten, einem Menschen eine wiesengrüne Stimme und im Zusammenhang mit dieser eine hohe Gestalt anzudichten, anders erklären als durch assoziative Verknüpfung von Eindrücken aus der Zeit vor der Erblindung des Kindes? In dieser Anstalt befand sich ein 14jähriges Mädchen mit einer prachtvollen Altstimme, die oben erwähnter Kleinen blaugrün, mir hingegen rein stahlblau erschien, worüber das Kind oft ganz aufgeregt war, da es ihm ganz unmöglich war, das rein Blaue in der Stimme zu hören. Einen ähnlichen Fall von Affektäußerung berichtet Steinbrügge* von einer Dame, die seit ihrer frühesten Kindheit mit Zahlen, Eigennamen und Wochentagsnamen gewisse Farben assoziierte, während ihre Mutter, die gleichfalls Photismen hatte, eine andere Auswahl traf; diese Verschiedenheit wurde nun letzterer oft zur Quelle von Verdruß und Ärger, da sie nicht begreifen konnte, wie die Tochter bei diesen Vorstellungen andere Wege gehen könne als sie. Die kleine Ida in der Blindenanstalt wollte auch durchaus nicht zugeben, daß mir ihr Name grün erschien, indes sie ihn als »ganz weiß, glänzend weiß« bezeichnete.

Im Gesange treten die Photismen für die einzelnen Stimmlagen außerordentlich prononziert auf, ohne daß ich einen anderen Grund als Übertragung von den Tönen des Klaviers anzugeben wüßte; auch hatte ich als Kind wenig Gelegenheit, Gesangsvorträge zu hören und es erschienen mir solche, wie fast allen Kindern, wegen der im Gesange häufig verzerrten Gesichtszüge meist recht lächerlich. Einzig für das intensive Stahlblau von Altstimmen entsinne ich mich einer erotischen Beziehung. Eine ältere, sehr gereift aussehende Mitschülerin, die sich eines in der ganzen Schule berühmten Alts erfreute, war mir in meinem 13. Lebensjahr der Gegenstand zärtlicher Neigung und Bewunderung. Stahlblaue Augen zu haben wie sie, hätte mich glücklich gemacht und ihre Stimme bezauberte mich; es war eine richtige Schwärmerei mit allen Leiden der Eifersucht und allen Freuden erhörter Anbetung. Hier liegt übrigens noch eine eigentümliche Wortassoziation vor. Papa besaß

* Steinbrügge, l. c., pag. 18.

ein paar sehr alte Familienerbstücke von Hiebwaffen, darunter einen Hirschfänger mit feingeätzter Klinge; er pflegte dieselben von Zeit zu Zeit eigenhändig zu putzen, wobei ich immer sehr gern zusah, und mit lustvollem Grauen erfüllte es mich, wenn er die Klinge durch die Luft sausen ließ. Dieser Ton erschien mir stets im reinsten Stahlblau. Und so oft ich eine Altstimme hörte oder auch nur von einer solchen gesprochen wurde, mußte ich an die alte Stahlklinge denken.

Unter den fremden Sprachen, die ich selbst lernte oder mindestens Gelegenheit hatte, von anderen sprechen zu hören, steht an Deutlichkeit des Kolorits die englische obenan. Sie erscheint mir infolge der vielen Trüblaute matt blau-grau bis grau-braun, so dunkel wie ein recht grauer Nebeltag, Tage, die meine Mama in ihrer Jahre währenden Krankheit am meisten fürchtete, da sie durch sie gleicherweise ihr physisches, wie ihr psychisches Befinden gefährdet fühlte. Auch ich soll als Kind in meiner Laune sehr unter dem Einflusse solcher Nebeltage gelitten haben, so daß Mama mir oft vorwarf, ich hätte »einen Spleen wie die Engländer bei Nebelwetter«. Als ich in meinem 12. Jahre anfing, die englische Sprache zu lernen, herrschte in unserer Familie, da Mamas Krankheit so vorgeschritten war, daß auch wir Kinder wußten, ihre Tage seien gezählt, eine sehr gedrückte Stimmung, die mich stets an das traurige Halbdunkel katholischer Kirchen in der Karwoche mahnte. Und diese Depression fand für mich Ausdruck in jenen düsteren Farbentönen, die sich mir an die Wörter church, much etc. banden, während solche wie call, what etc. in dunklem Blaugrau festgehalten wurden. Sicherlich spielte dabei der gebrochene Klang der mütterlichen Stimme eine Rolle, umsomehr als Mama bis wenige Wochen vor ihrem Tode meine Lehrmeisterin im Englischen war. Dem hellen i bleibt auch in der englischen Sprache der grüne Farbenton gewahrt; so übersetzte ich als Kind zu Mamas großer Überraschung in einer kleinen Erzählung die Stelle »my sweet heart« konsequent mit »mein grünes Herz«.

Das Italienische, von Italienern selbst gesprochen, erregt mir die Vorstellung Rotgelb bis Orangegelb, genau wie die Töne von Blechinstrumenten. Dabei treten Flammengebilde auf, die dem Munde des Sprechers zu entströmen scheinen. Ist dies darauf zurückzuführen, daß Papa, wenn er von seinem langjährigen Aufenthalt in italienischen Garnisonen erzählte, die Italienerinnen stets als so feurig pries? Daß er damit auf Erotisches anspielte, entging dem sicheren Instinkte des Kindes nicht, und daß er oft mitten im Erzählen abbrach, machte die Neugierde, vielleicht auch unbewußte Eifersucht der heranwachsenden Tochter nicht geringer.

Im Französischen treten ähnliche Laut- und Wortphotismen, wie im Deutschen auf. Ein besonderes Kolorit, Blaugrün, zeigt das **oi**. Dieses Photisma übertrug sich nach vielen Jahren auf das οἱ der griechischen Sprache. Da ich diese erst als Erwachsene lernte, so

muß in erster Linie die gleiche Zusammensetzung bezüglich der Buchstaben eine Brücke zu den Assoziationen früher Kindertage gebildet haben. Im Schutze einer dunkelblaugrünen Bettdecke, die ich, unter das Bett kriechend, über mich zog, höhnte ich oft meine Schwester mit »oi, oi«, wenn sie im Streite mit mir den kürzeren gezogen hatte. Diese kleinen Raufereien, in denen ich eifrig Nägel und Zähne gebrauchte, waren aber bei mir der Ausfluß der Eifersucht auf eingebildete Bevorzugung meiner Schwester durch die Eltern. Da aber oft auch meine Schwester von Mama zum Nachgeben aufgefordert wurde, hatte das »oi, oi« die Nebenbedeutung: »Bilde dir nichts ein, die Mama hat doch mich lieber, denn sie hat dir befohlen, vom Streit abzulassen.«

Die an Zahlen assoziierte Farbenvorstellungen sind zum größten Teile einfache Wortphotismen, so Dunkelrotbraun für 9, Gelbgrün für 7. Besonders betont ist das Blau für 8, was noch andere Ursachen als das einfache Vokalphotisma für a hat; sonst könnten nicht Zahlen, in deren Bezeichnung das a überhaupt fehlt, wie 72, 512 etc., sobald ich sie als Vielfache von 8 erkannt habe, das Kolorit der 8 annehmen. Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß hier eine frühzeitige Assoziation zwischen dem väterlichen Verbote, zum Stabsarzt auf die Veranda zu gehen und der verlockenden blauen Kristallschale stattfand. «Nimm dich in acht,« war eine oft gebrauchte Warnung meines Papas und enthielt zugleich die Androhung einer Strafe, welche dann gewöhnlich nicht lange auf sich warten ließ. Dazu kam noch der strenge Blick seiner kaiserblauen Augen, der durch Kristallbrillen noch an Schärfe gewann. Endlich muß ich noch der zitternden Freude und Aufregung erwähnen, die mich als Kind jedesmals überkam, wenn Papa in meiner Begleitung der militärische Gruß von Wachposten oder größeren Truppenabteilungen durch das »Habt acht« zuteil wurde. Charakteristischerweise erscheint mir noch heute auf den Warnungstafeln »Achtung auf den Zug« das erste Wort auf blauem Untergrunde gedruckt. Es liefen also in dem Wort »acht« zahlreiche Fäden zusammen, die alle verknüpft waren mit der Vorstellung Blau.

In Übereinstimmung mit den meisten anderen Farbenhörern liefern Geräusche auch mir vorzugsweise graue und braune Photismen verschwommenen Charakters, so erscheint mir das Knarren von Rädern graubraun, ebenso das Heulen des Windes; dies dürfte wohl zum Teile doch begrifflicher Verschmelzung zuzuschreiben sein, wenn auch gewisse Assoziationen sexueller Art — Winde = Darmgase — mitspielen können. Daß mir das Kratzen von Schreibfedern die Vorstellung »schmutzig — Graugrün« hervorruft, geht auf meine kindliche Naschhaftigkeit zurück, durch die ich wiederholt ein Glas eingemachter Früchte, welche ich heimlich mit einem schon gebrauchten Messer herausstach und kratzte, verdarb; infolge des lässigen Verschlusses, den ich in der Eile nur anlegen

konnte, bildete sich graugrüner Schimmelpilz. So nützte mir das wiederholte Leugnen, wenn Mama das Geräusch des Messers an der Zuckerkruste hörend, vom Nebenzimmer rief: »Du, du naschest Eingesottenes« nichts, denn der graugrüne Belag war ein deutlicher Schuldbeweis. Mit Kratzen der Feder und eifrigem Suchen nach solchem Schimmelpilz in der Tinte störte ich auch oft genug den häuslichen Unterricht in der französischen Sprache, sowie gelegentlich die Schulstunden, und freute mich immer innig, wenn ich meinen Zweck, eine Unterbrechung des Lernens, damit erreichte. Zu den lebhaftesten Geräuschphotismen gehört endlich die Verknüpfung des Graubraun mit dem Knattern von Gewehrfeuer, speziell bei der Abgabe von Ehrensalven bei militärischen Begräbnissen. Hier bin ich mir des Assoziationsvorganges deutlich bewußt. In meinem 22. Jahre nahm ich mit Papa an dem Begräbnisse eines Offiziers — des Vaters meiner Freundin — teil; als die Ehrensalve ertönte, hatte ich die klare Empfindung, Papa liege im Sarge; gleichzeitig stellte sich mit der Farbenvorstellung Graubraun — dies ist für mich der einzige Fall von Geschmackphotismen — ein bitterer Geschmack an der Zunge ein. Einen Augenblick später war die Trugwahrnehmung verschwunden. Diese Farbenbeziehung weist deutlich auf einen unterdrückten Kinderwunsch hin. Oft malte ich mir als Kind aus, wie Papa mit vollem militärischen Kondukt begraben werde, wie sich die Generäle — gelegentlich sogar der Kaiser — unser annehmen und wie wir jede Hilfe ablehnen würden, mit dem stolzen Bemerken, Papa hätte hinreichend gesorgt für uns. Anderseits war mir der Knall eines Schusses das gefürchtetste Geräusch, da ich immer in der Angst lebte, Papa könnte sein oft gebrauchtes »Eine Kugel vor den Kopf, und alles hat ein Ende« zur Wahrheit machen.

Freilich lag auch dieser übergroßen Furcht der heimliche Wunsch zugrunde, mit einer zeitweiligen oder dauernden Abwesenheit des strengen Vaters eine größere Ungebundenheit und Freiheit zu allerlei verbotenen Dingen zu erkaufen; begrüßten wir Kinder es doch stets mit Freude, zu hören, Papa sei einmal einen ganzen Nachmittag nicht zu Hause.

Es liegt also die Vermutung nahe, das Braun des beschriebenen Photisma als Farbe der Erde zu deuten, die, den Kinderwunsch erfüllend, den Vater decken sollte, während das Grau vielleicht an den Rauch der Kugel, die ihn aus eigener Hand träfe, mahnt. In dem oben erwähnten Fall dürfte wohl das Grau noch einer besonderen Quelle entstammt sein. Es war — wie ich mich noch heute erinnere — genau von der gleichen Nuance wie Papas grauer Militärmantel und vielleicht sollte diese Farbenverbindung dem einstigen bösen Kinderwunsch die Freude der erwachsenen Tochter »Gott sei Dank, Papa steht ja in seinem grauen Mantel wohlbehalten neben mir« gegenüberstellen. Daß ich als Kind tatsächlich allerlei Todeswünsche gegen meine Eltern gehegt haben muß, zeigt mir die Erinnerung an gewisse Spiele. So drapierte ich mich gern

in schwarze Schleier, wählte schwarze Zopfbänder und Halsmaschen mit dem heimlichen Gedanken, sie seien Zeichen der Trauer um die als verstorben imaginierten Eltern, welche Phantasien auch wahrscheinlich die Grundlage zu meiner späteren großen Vorliebe für Friedhöfe bildete. Ohne diese Beziehung zu verpönten Kinderwünschen bliebe das peinliche Gefühl unerklärlich, das mich befällt, wenn ich bei solchen Gängen mir bekannte Personen treffe.

In bezug auf die Farbenauswahl steht für mich die blaue an erster Stelle; es ist das einzige Photisma, dessen ich mir lustbetont bewußt werde. Wie ich schon erwähnte, war es die Lieblingsfarbe beider Eltern; besonders Papa liebte jene Nuance, die mit Louisenblau bezeichnet wird, was wieder auf den Vornamen meiner Mama führt. Endlich hatte Papa ausgesprochen blaue Augen und nur solche mochte ich an Puppen leiden. Und sicherlich blieb auch des Vaters dunkelblaue, wie des Stabsarztes hellblaue Uniform nicht ohne Bedeutung für das Kind.

Aus den Beobachtungen der Synopsien geht hervor, daß manche Farben eine allgemeine Zurücksetzung gegen andere erfahren, z. B. Violett. Vielleicht ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Farbe wegen ihrer Unentschiedenheit im Kindesleben eine geringe Rolle spielt, wie denn auch häufig von Erwachsenen die zu Blau neigenden Schattierungen direkt diesem, die rötlichen dem Rot zugesellt werden. Auch dem Grün soll nur eine beschränkte Teilnahme an dem Phänomen gewährt sein.

Ich glaube nun, daß die auswählende rein individuelle Bevorzugung der Farben wie gewisser geometrischer Formen (Kegel-, Kugel-, Spitzenform) geradezu auf ein psychisch bedingtes Zustandekommen der Chromatismen und Diagramme hinweist.

Aus meinen eigenen Beobachtungen ergibt sich, daß das Weiß, das in den Photismen anderer recht häufig auftritt, bei mir vollständig ausgeschaltet ist, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese Ablehnung auf gewisse Jugendeindrücke zurückführe. Zunächst vermied es Mama fast ängstlich, sich am Tage in der weißen Unterkleidung zu zeigen und ebenso wenig erinnere ich mich, Papa jemals in Hemdärmeln gesehen zu haben; nie lag ein Wäschestück irgendwo in der Wohnung herum. Endlich hatten beide Eltern eine starke Abneigung gegen offene Waschkasten oder gar Waschtische, so daß bei uns auch in der Kinderstube das weiße Waschservice stets verschlossen stand. Zu dieser, ich möchte fast sagen, hereditären Ablehnung des Weiß kommt noch ein kleines persönliches Erlebnis, das nachhaltig auf meine Psyche wirkte. In meinem 8. Lebensjahre zerbrach ich wenige Tage nach dem Christfeste ohne bösen Willen ein Tellerchen des weißen Puppenservices, das ich am Weihnachtsabend erhalten hatte. Papa war über meine »Zerstörungswut« so empört, daß er mir, als mittags die Mehlspeise aufgetragen wurde, auf meinem Teller die beiden zusammengefügten Scherben des zersprungenen Tellerchens legte, wovon ich nun die Speise essen mußte.

Viel zu sehr an stummen Gehorsam gewöhnt, als daß ich mich getraut hätte, sie unberührt liegen zu lassen, würgte ich sie hinunter; aber niemals konnte ich diese harte ungerechte Strafe vergessen und das weiße Puppengeschirr war mir von diesem Augenblick verhaßt. Nur wer sich selber solch kleiner Erlebnisse seiner Kindertage zu entsinnen weiß, wird verstehen, wie nachhaltig sie wirken. So wie bei mir die direkte Ablehnung einer Farbe stattfand, so berichtet Hennig von mehreren Fällen von Synopsien, in denen gewisse Zahlen geradezu perhorresziert, andere besonders bevorzugt wurden, indem sie vom Betreffenden personifiziert, mit unsympathischem oder angenehmem Äußern, bald männlichen, bald weiblichen Geschlechts vorgestellt wurden. Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht der Ausdruck »eine böse Sieben«* auf solche Quelle zurückführt.

Wie gerade die Sieben wiederholt mit sexuellen und erotischen Dingen verknüpft wird, zeigt der in einigen Gebieten Schlesiens gebräuchliche Volksausdruck »jemand sehe aus wie ein grüner Siebner«, was ungefähr der Wendung »wie eine unreife Zwetschke aussehen« gleichkommt. Daß letzteres Wort häufig an Kinder gerichtet wird, die im Verdachte stehen, zu onanieren, ist bekannt.

Betreffs der Farbenauswahl zeigt sich aus den Aufzeichnungen der verschiedenen Autoren, daß, obwohl sich dieselbe rein individuell vollzieht, doch gewisse Farben prävalieren, und es ist wohl kein Zufall, daß gerade Rot, Braun und Gelb eine Bevorzugung erfahren. Mögen immerhin nach der Young-Helmholtzschen Theorie physikalische und physiologische Gründe hiefür sprechen, so scheinen diese doch nicht alleinige Ursache der Sonderstellung der genannten drei Farben zu sein. Eben diese sind es, die im Sexualleben des Kindes die größte Rolle spielen. Bei der weit verbreiteten Gepflogenheit, kleine Kinder, ja oft noch solche von 9 bis 10 Jahren, das Schlafzimmer der Eltern teilen zu lassen, mit der überlegen lächelnden Bemerkung, ein so kleines Kind schlafe doch die ganze Nacht, merke also nichts vom sexuellen Verkehre der Eltern, verstehe ihn auch gar nicht, ist es nicht zu wundern, wenn dem scheinbar asexuellen Kinde aus Wahrnehmungen im Bette der Mutter die rote Farbe sich als etwas mit den nachts gelegentlich gehörten Geräuschen, wie Stöhnen, Knarren der Betten etc. im Zusammenhange Stehendes aufdrängt, woraus die nicht selten anzutreffende infantile Furcht, in nächtlichem Streite habe der stärkere Vater die Mutter bis aufs Blut verletzt, entspringt. Mag nun das Kind diesen Erlebnissen durch Fragen, die ihm immer

---

* J. u. W. Grimm geben für die Entstehung des Ausdrucks »eine böse Sieben« zwei Erklärungen. Nach der einen findet er seinen Ursprung in der Satire des 17. Jahrhunderts von Joachim Rachel, in welcher der Autor sieben Typen böser Frauen vorführt; nach der andern in einem Kartenspiel des 15. Jahrhunderts, bei welchem die siebente Karte des Teufels war. Wer könnte an einem sexuellerotischen Zusammenhang zweifeln, wo es sich um Teufel und böse Frauen handelt?

unbeantwortet bleiben, auf den Grund zu kommen suchen, oder ist es der »guten Erziehung« gelungen, das Kind gewisse Gebiete als anstößig betrachten zu lehren, so daß es jede Äußerung der Wißbegierde vor den Eltern unterdrückt, so bleiben doch solche Eindrücke haften, ja, in letzterem Falle machen sie sich so breit, daß ihre Dauerverknüpfung mit anderen harmlosen Erlebnissen besiegelt ist. Ehe noch der sexuelle Forschungstrieb sich der Bedeutung der roten Farbe zuwendet, sind es vor allem die Farben der Exkrete, die des Kindes Aufmerksamkeit erregen. Die urethrale und noch viel mehr die anale Zone sind dem kleinsten Kinde schon eine unerschöpfliche Quelle sexueller Lust und es ist ganz natürlich, daß die dabei in Betracht kommenden Farben — man beobachte nur, mit welchem Wohlgefallen Kinder sich tatsächlich dieser Betrachtung widmen — für zum Farbenhören konstitutionell Disponierte zu Assoziationen besonders geeignet sind. Als Kehrseite dieser jugendlichen Vorliebe findet sich dann häufig bei Erwachsenen ein offenkundiger Abscheu gegen Braun und gewisse Nuancen des Gelb, nicht selten mit dem ausdrücklichen Beifügen, »es seien ekelhafte Farben«. Die psychoanalytische Forschung lehrt uns aber, daß späterem heftigen Ekel nichts anderes als infantile Sexuallust zugrunde liegt, welche dann durch Sitte und Herkommen diese Inversion erfahren hat. In den tabellarischen Zusammenstellungen von Bleuler und Lehmann finden wir bezeichnenderweise gerade dem Braun, Gelb, Grün (den Farben der Defäkationsprodukte) wiederholt den Zusatz »schmutzig« beigefügt, was doch wieder deutlich auf die genannten Gebiete weist.

Es wird von den Forschern, die sich mit den Synopsien beschäftigten, immer wieder betont, daß das Phänomen deshalb so schwierig zu erklären sei, weil in so vielen, ja fast in den meisten Fällen keine Erinnerungsspuren an das Zustandekommen der Synopsien zu finden seien, da diese ja in der frühesten Kindheit begründet wurden. Dies ist insoweit richtig, als bis vor zirka einem Jahrzehnt kein Weg existierte, der ein Schürfen in so tiefe Regionen des Seelenlebens gestattet hätte. Freud aber hat uns in der psychoanalytischen Methode das Mittel geschenkt, mit dessen Hilfe längst Vergessenes, Verdrängtes in dem Bewußtsein wieder geweckt wird und Erinnerungen bis zum zweiten Lebensjahre zurück wachruft. Und so erscheinen gerade jene Fälle von Farbenhören, die in den Berichten als »ganz unerklärlich« bezeichnet werden, demjenigen, der der modernen Richtung der Psychologie folgt, häufig recht klar und durchsichtig. Allerdings geht auch Hennig bei der Erklärung seiner und seiner Geschwister Synopsien an der Hand von Tagebuchblättern seiner Mutter auf früheste Jugenderinnerungen zurück, aber nirgends gestattet er dem Leser einen Einblick in Erlebnisse, die allein dem Kinde so lustvoll betont sind, daß sie Dauerverknüpfungen schafften, in das sexuelle und erotische Leben des Kindes. Er erzählt von zwei privilegierten Assoziationen, die seinem

Wochentags-Diagramme mit der sonderbaren Licht- und Schattenverteilung zugrunde liegen: »Der Montag erinnert mich zuweilen an ein Bild, das ich als kleiner Knabe besaß, ein Jägerhaus in einem dunklen Walde (vielleicht rührt daher die besonders dunkle Färbung des Tages?); der Grund dafür liegt darin, daß unter dem Giebel jenes Försterhauses eine kreisrunde Dachlucke abgebildet war, welche mich, wie ich genau weiß, an den Vollmond erinnerte.« Bedenkt man nun, daß »Vollmond« für Kinder oft »Gesäß« bedeutet, anderseits alle Kinder heimlich dem Vergnügen fröhnen, an Tieren, besonders Hunden und Pferden den Anus zu betrachten, so wäre eine Lösung gegeben, die vielen zwar verpönt erscheint, dem Seelenleben des Kindes aber recht gut entspricht.

Es würde zu weit führen, wollte ich all jene Fälle, für die wenigstens der Zusammenhang mit dem Jugendleben vom Autor selbst angegeben wird, einer psychoanalytischen Prüfung unterziehen; nur einige prägnante Beispiele möchte ich anführen. Hilbert* erzählt von einem gesunden, kräftigen und intelligenten Herrn von 22 Jahren, der ihm berichtet, er habe, so weit er nur zurückdenken könne, seit seiner frühesten Jugend fast täglich folgende Beobachtung gemacht: Sobald er sich im Stadium des Einschlafens befände (gleichgiltig, ob bei Tag oder Nacht) und zufälligerweise die Wanduhr zu schlagen beginne, so habe er bei jedem Schlag die Empfindung eines schön rosa gefärbten Flammenbüschels von kegelartiger, deutlich und scharf bezeichneter Gestalt. Die Richtung dieses Flammenbüschels verlaufe im gemeinsamen Gesichtsfelde schräg von oben rechts nach unten und links. Das dünnere Ende sei unten, das dickere oben gelegen. Die scheinbare Länge betrage etwa einen Fuß. Es erscheine wie eine Verzierung der Uhr. Diese Empfindung trete zu keiner Zeit als liegend und im Halbschlafe auf. Im Wachen habe er nie etwas Derartiges beobachtet. Weiter ließen sich absolut keine Doppelempfindungen nachweisen, sie traten also nur in einer Zeit auf, in welcher sich das Gehirn im Zustande der Ruhe befindet. Das ist die Eigentümlichkeit, welche diesen Fall von allen bisher beschriebenen unterscheidet. Ist schon das Flammenbüschel selbst als Phallussymbol nicht zu verkennen, so sind die weiteren Angaben — die Farbe »schön rosa«, sowie die Stellung, »von oben rechts nach unten links«, die Form »kegelartig, das dünnere Ende nach unten« — nur bestärkend für die Ansicht, es handle sich hier um ein Erinnerungsbild des väterlichen Penis, den der kleine Knabe, durch Geräusche geweckt, in erigiertem Zustande — daher die scheinbare Länge von einem Fuß (vielleicht auch eine Reproduktion des erigierten Membrums eines Hengstes) — gesehen. Es wäre nicht ausgeschlossen, anzunehmen, daß die Eltern täglich zur bestimmten Stunde zur Ruhe gegangen seien, so daß das Kind durch den elterlichen Koitus vielleicht oft zur nämlichen Stunde geweckt worden, wodurch sich das Phänomen an das Schlagen der Uhr assoziierte.

* Klinische Monatsblätter f. Augenheilkunde, Jahrg. XXII, Nov. 1882.

Von besonderem Interesse sind mehrere Fälle, die Bleuler und Lehmann* berichten, so von einem Herrn, dem das Wort Sonntag blau erscheint, in Anknüpfung an ein schönes königsblaues Sonntagskleid aus seiner Kindheit. Und vom Mittwoch erzählt er: »Als ich mit meiner Mutter reiste, fragte ich dieselbe, was für einen Tag wir hätten. Es ist ‚Mittwoch' und in demselben Augenblick fuhren wir an einem weißen Hause vorbei, an dessen Ecke eine Rolle (etwa zum Aufziehen einer Laterne) befestigt war. Seitdem erweckte mir der Mittwoch noch lange die Vorstellung eines weißen Hauses mit einer Rolle daran, die dann später einfach zu weiß verblaßte. — Sich vor Gespielen im Sonntagsstaate zeigen, erst sich ein wenig brüsten, und dann, wenn's nicht etwa früher zu Streit und Rauferei kommt, sich mit einem Lieblingsgenossen oder einer solchen -Genossin von den anderen zurückziehen, um sich in Worten oder Handlungen allein, i. e. sexuell zu unterhalten, ist uralte Kindergepflogenheit. Eitelkeit, sexuelle Neugierde, Furcht vor dem Entdecktwerden, mögen mit ihren Fäden den Sonntag mit dem schönen königsblauen Kleide für den kleinen Jungen zu einer Doppelvorstellung verknüpft haben. Was den weißen Mittwoch betrifft, so scheint mir die Vermutung nicht ausgeschlossen, daß es sich um eine Onanie-Phantasie handelt. Das weiße Haus mit der Rolle an der Ecke zum Aufziehen einer Laterne dürfte wohl den weißen Leib mit dem Penis, dessen Vorhaut das Kind beim Onanieren auf- und abschiebt, bedeuten. Vielleicht hat auch der Knabe durch die ungewohnte Erschütterung des Fahrens seine erste Erektion bekommen, in dem Augenblicke, da er das weiße Haus erblickte und die Antwort »Mittwoch« hörte. Und daß er sie vor der Mutter zu verbergen suchte, dafür spräche die allmähliche Verdrängung der Vorstellung des Hauses mit der Rolle, während die Farbe erhalten blieb. Einen ganz deutlichen Hinweis auf analerotische Motive zeigen Photismen wie eine »Tafel braunen Leims«** für m, braune Wolken« für f und pf; wenn endlich ein junger Mann, der neben akustischen auch Geruchsphotismen hatte, durch einen sehr unangenehmen, fauligen Geruch plötzlich eine Farbenvorstellung produziert, genau der Farbe gekochter Bohnen entsprechend, so bedarf es wohl kaum einer Erklärung dieses Zusammenhanges***. Hören wir die wiederholt auftretende Angabe, die Wörter »Papa« und »Mama« seien schwarz oder dunkelgraublau, wobei letzterer ein dunklerer Ton, ins Bräunliche spielend, zukommt, so liegt wieder der Gedanke an das elterliche Schlafzimmer nahe, vielleicht mit dem Unterschiede zum früher erwähnten Falle, daß hier der Schlafraum möglicherweise zur Nachtzeit seltener beleuchtet wurde, als es dort geschehen sein mag.

Niemand wird wohl den sexuellen Charakter eines Zahlenphotis-

* Bleuler und Lehmann, l. c., pag. 33—34.
** Alle drei Fälle, Bleuler und Lehmann, l. c., Anhang.
*** Alle drei Fälle, Bleuler und Lehmann, l. c., Anhang.

mas leugnen, welches Flournoy* anführt; eine Dame bezeichnet die 9 als Ehemann der 8; er liebe es, alle möglichen Arzeneien einzunehmen und mache ganz den Eindruck eines eingebildeten Kranken. Es wäre interessant, die Lebensaufstände dieser Dame, Alter von Vater und Mutter (um die es sich ja wohl handeln dürfte) zu kennen. Denn dies scheint ein Fall zu sein, der auch die skeptischesten Gegner der psycho-sexuellen Interpretation der Synopsien überzeugen könnte, wenn sie sich überzeugen lassen wollen.

Hennig schreibt von einem jungen Manne, dem 1 und 5 als männlich, 2, 4, 8, 9 als weiblich erscheinen; die 3 sei ihm ein »frecher Junge« und die 6 mache ihm einen weichlichen Eindruck. Ob hier in den Ziffern — insbesondere von kindlicher Hand geschrieben — Sexualsymbole angedeutet sind oder ob vielleicht eine Assoziation an ein allerdings selten vorkommendes Zahlenspiel, in welchem jede Ziffer einen menschlichen Kopf trägt, vorliegt, ist nicht ohneweiters zu entscheiden. Sicher würde aber letztere Annahme auch nicht des sexuellen Zusammenhanges entbehren, da diese Köpfe recht groteske Züge aufweisen und für Kinder »Gesichter schneiden« häufig ein Verbergen von sexuellen Gedanken und Handlungen bedeutet.

Ehe ich auf Grund der Analyse meiner eigenen Beobachtungen und, soweit sich dies bei gebotener Rücksichtnahme durchführen ließ, auf Grund der Prüfung anderer, mein Urteil ausspreche, möchte ich noch einen Blick in die Werke der Dichter werfen. Ist ihnen dieses Phänomen fremd? Wenn wir auch nur spärliche Kunde bei ihnen finden, so sind doch die wenigen diesbezüglichen Stellen schon darum wertvoll, weil aus denselben immer wieder die Beziehung zum Erotischen hervorgeht. So lesen wir in der »Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter von Provence«**, wie dieser nach dem vor der Geliebten errungenen Siege im Turnier in die Einsamkeit des Gartens flüchtet und wie mit dem Verhallen der Festesklänge »der Ton versank wie ein blauer Lichtstrom.« Und in den Träumen der Schönen Magelone*** verschmelzen Ton und Farbe in eins: ».... lichte Wolken zogen unter der Melodie hinweg und wurden rosenrot gefärbt und tönten wieder. Dann kam der Unbekannte in aller Lieblichkeit aus einem dunklen Gange, er umarmte sie und steckte ihr einen noch köstlicheren Ring an den Finger und die Töne vom Himmel herunter schlangen sich um beide wie ein goldenes Netz und die Lichtwolken umkleideten sie und sie waren von der Welt getrennt, nur bei sich selber und in ihrer Liebe wohnend .....« In dem Märchen »Der Pokal«† vom

* Flournoy, Des phénomènes de synopsie.
** Tieck, Gesamte Werke, Bd. XI, Phantasus, pag. 74.
*** Tieck, Phantasus, l. c., pag. 84.
† Tieck, Der Pokal (Märchen), pag. 185, Bd. XI.

selben Autor entquellen dem purpurnen Gefäße unter den Händen des alten Meisters herrliche Melodien; .... »es schien, als wenn Funken aus seinen Fingern fuhren und zuckend gegen das Gold leuchtend und klingend zersprangen. ..... Die Musik sank wieder zurück, wurde leiser und leiser ..... und Ferdinand erkannte das lächelnde Angesicht seiner Geliebten.« So läßt der Dichter Töne und Farben sich verweben, dem einen zum strahlenden Hintergrund für das Bild des geliebten Antlitzes, den andern, ihre Liebe zu bergen vor dem Auge der Welt. Es ist mir leider nicht gelungen, in die Biographie Tiecks von Köpke, welche über des Dichters diesbezügliche Eigenart Bemerkenswertes enthalten soll, Einsicht zu nehmen. Doch fürchte ich, daß hier dem Leser ebenso wenig eine befriedigende Erklärung oder wenigstens hinreichendes Material zu einem solchen Versuche geboten sein dürfte, wie ich in Gust. Freytags Kommentar zu Otto Ludwigs* »Aesthetisches« vergebens nach Aufschlüssen über dessen Photismen forschte. In dem Abschnitte »Zum eigenen Schaffen« schreibt Ludwig: »Mein Verfahren beim poetischen Schaffen. Mein Verfahren ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann sehe ich Gestalten, eine oder mehre in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe oder, genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung habe ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetze ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend, wie Schiller, so hab' ich ein strahlendes Karmoisin; bei Shakespeare ist jede Szene eine Nüance der besonderen Farbe, die das ganze Stück hat. .... Dies alles in großer Hast (nämlich das Bilden der Gruppen und Bilder), wobei mein Bewußtsein sich leidend verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat.« Bleibt auch die Frage unbeantwortet, wie dem Dichter sich eben diese Photismen bildeten, warum er Goethes Gedichte mit Goldgelb, die Schillerschen mit strahlendem Karmoisin umhüllt, so ist das Geständnis des psychischen und physischen Leidens, also wohl das Bewußtwerden eines Zwanges, von hohem Interesse, da sich den meisten Farbenhörern das Phänomen ohne Gefühlsbetonung vollzieht; letztere Tatsache ist auch der Grund, warum viele von ihnen das Bestehen von Synästhesien bei allen anderen Personen voraussetzen.

In Ludwig Ganghofers »Lebenslauf eines Optimisten« lesen wir im ersten Teile »Buch der Kindheit« (pag. 308 bis 310) fol-

* Otto Ludwig, Ges. Werke, Aesthetisches. (Zum Eigenen Schaffen.)

gende interessante Stelle: ».... Wenn Herr Kerler auf der Orgel mit wechselnden Tonarten phantasierte, bekam oft plötzlich die ganze Kirche vor meinen Augen eine intensive, einheitliche Farbe; alles erschien mir rot oder ährengelb oder im prachtvollen Blau. Das dauerte immer nur wenige Sekunden und verschwamm dann wieder. Meistens sah ich nur eine einzige Farbe, und wenn sie zerflossen war, blieb alles so, wie es in Wirklichkeit war. Doch manchmal — wenn die Tonart, während ich eine Farbe sah, mit raschem Übergang wechselte — verwandelte sich diese Farbe ebenso rasch in eine andere, die noch stärker leuchtete. D a s w a r i m m e r s o n a m e n l o s s c h ö n, d a ß m i r e i n s ü ß e r S c h a u e r d u r c h H e r z u n d S i n n e r i e s e l t e. — Dieses Farbenschauen meiner Augen, bei tiefer Wirkung guter Musik, verstärkte sich noch in späteren Jahren. Irgendwelche Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinung habe ich bisher nicht konstatieren können. Aber es gibt ein paar musikalische Werke, bei denen ich stets die gleiche Farbe sehe.« Der Dichter führt dann an, wie ihm W a g n e r s R h e i n g o l d an einer bestimmten Stelle die Bühne in ein b r e n n e n d e s G o l d g e l b taucht, wie ihm das e r s t e T r i o v o n H a y d n am Ende des ersten Satzes ein rotviolettes Kolorit annimmt, das im Adagio Cantabile in ein tiefes Stahlblau sich verwandelt. B r a h m s C-M o l l-S y m p h o n i e zeige im Allegro non troppo jedesmal das gleiche Scharlachrot — »u n d e i n m a l s a h i c h i n d i e s e r F a r b e e i n e w e i t e H i m m e l s f e r n e m i t l a n g g e s t r e c k t e n, i n S c h a r l a c h b r e n n e n d e n W o l k e n z ü g e n, ü b e r d i e e i n e h o h e, i n e i n t i e f e r e s R o t g e k l e i d e t e F r a u e n g e s t a l t w i e s c h w e b e n d d a h i n g l i t t.« »A l l e l e i d e n s c h a f t l i c h e m p f u n d e n e M u s i k v e r w a n d e l t s i c h f ü r m i c h i n B i l d e r, d i e i c h s e h e, während ich die Musik für Sekunden und Minuten nicht mehr zu hören glaube.« S c h u m a n n und B e e t h o v e n erzeugen dem Autor die stärksten und häufigsten Photismen, während »die bilderschaffende Wirkung, die sonst die W a g n e r sche Musik in mir hervorrief, seit etwa fünf Jahren fast ganz für mich erloschen ist.« Fehlt uns auch hier eine psychologische Deutung des Phänomens von des Dichters eigener Hand, so gibt er uns doch reichliche Fingerzeige, die ins Gebiet des Sexuell-Erotischen weisen. Die Abhängigkeit der Intensität des Farbenhörens vom Alter, das Versagen der Wagnerschen Musik ungefähr nach dem fünfzigsten Lebensjahre läßt ebensowenig Zweifel an solchem Zusammenhang wie die Angabe, daß dem Dichter im Schauen der Farben die Gehörswahrnehmung zu schwinden schien. Wenn er endlich auf den scharlachfarbigen Wolken, die ihm Brahms C-Moll-Symphonie vorzaubern, eine hohe Frauengestalt dahingleiten sieht, wer dächte da nicht an das Bild der Mutter, der er so zärtliche Erinnerung bewahrt?

Greifbar deutlich spricht sich der Hinweis auf die sexuelle Wurzel der optischen Synästhesien in den Schriften f r a n z ö s i-

scher Symbolisten aus, die jedem anderen Interpretations-versuch ein unentwirrbares, oft sinnloses Dunkel entgegensetzen. Nordau zitiert in seiner »Entartung« eine Stelle aus Francis Poictevins »Dernières Songes«, welche uns die Gefühle kennen lehrt, die den Farben entsprechen:

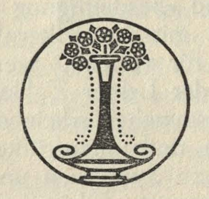
»Das Blau geht, ohne besondere Leidenschaft, von der Liebe bis zum Tode, oder richtiger, es ist ein verlorenes Äußeres. Von Türkisenblau bis Indigo, geht man von schamhaften Ausströmungen zu den letzten Verheerungen.« Solche Worte klingen dem, der die gewaltige Bedeutung des Unbewußten im Erotischen nicht anerkennen will, in der Tat als leere Phrasen, als die sie denn auch in den offiziellen Lehrbüchern der Psychologie bezeichnet werden. Daß aber die Verfasser derselben im Zitieren solcher Textstellen gerade da abbrechen, wo auch sie die Verknüpfung mit Erotik und Sexualität ahnen, ist ein hinlänglicher Beweis, daß das Verständnis keinem mangelt, sondern bloß als unwissenschaftlich unterdrückt wird. Was könnte der Weg von den schamhaften Ausströmungen bis zu den letzten Verheerungen anderes bedeuten als den geschlechtlichen Werdegang des Mannes, von der ersten sinnlichen Regung bis zu den physischen und psychischen Übeln, die ihre Wurzel im sexuellen Übergenusse haben? Individuelle Erlebnisse mögen eine Dauerverknüpfung der blauen Farbe mit der Erinnerung an infantile Onanie, an Ausschreitungen in der Pubertätszeit geschaffen haben.

Hennig weist in seinen Ausführungen über »Entstehung und Bedeutung der Syncpsien« als Erster auf den praktischen Wert derselben hin, wie sie nicht nur als mnemotechnisches Hilfsmittel Treffliches leisten, »sondern wie sie sogar geeignet sind, mittelbar auf die Geistesentwicklung und -beschäftigung nachhaltig einzuwirken.« Es wäre dies ein Faktor, mit dem Elternhaus und Schule rechnen sollten und ich halte es für verfehlt, wenn bei dem den Kindern verhaßten »Kopfrechnen« der Lehrer Zahlenbilder und Diagramme, die manchem Kinde vorzuschweben scheinen, als «nicht verstandesmäßige Arbeit« verwerfen und unterdrücken. Diese Vorstellungen sind wohl leise Anklänge zu Synopsien und werden instinktiv vom Kinde beim Rechnen verwertet. Flournoy berichtet von einer Dame, welche sich von ihren Wortphotismen beim Zurechtfinden in der Orthographie leiten ließ und von einem Maler, der seine Violine zu Rate zog, um durch ihre Töne die passenden Farben für seine Gemälde zu finden. Und Gleiches erzählt uns Gottfried Keller in der Novelle «Der Landvogt von Greifensee«* von diesem, die Klänge der Maultrommel zaubern ihm das Dämmerlicht des Morgens vor die Seele, das er auf einem »Flußbilde, auf welchem der Kampf des ersten Frührotes mit dem Scheine des untergehenden Mondes

* Gottfried Keller, Züricher Novellen, »Der Landvogt von Greifensee«, Kap. Die Grasmücke.

vor sich ging«, darstellen wollte. Umgekehrt bestimmte ein Bariton die feinsten Nüancierungen seiner Stimme nach seinen Chromatismen.

Die Ergebnisse meiner Beobachtung zusammenfassend, glaube ich sagen zu können, daß die Synopsien überall dort zustande kommen, wo eine konstitutionelle Eignung mit individuellen Sexualerlebnissen der frühesten Kindheit zusammentrifft, die durch ihre Lust- oder Unlustbetonung von so starkem Eindrucke waren, daß sie begleitende Nebenumstände, wie Gehörs- und Farbenempfindungen, durch Schaffung von assoziierten Vorstellungen dauernd im Gedächtnis fixierten. Ich bin der Meinung, daß eine Spaltung der Synopsien in anatomisch-physiologische und psychologische nicht aufrecht zu halten ist; denn so wie die physiologisch zwangsmäßig bedingten Synästhesien nicht der psychologischen Quelle entbehren, ebenso wenig finden sich die psychologischen ohne konstitutionelle Veranlagung. Voraussetzung ist die konstitutionelle Eignung, die unmittelbare Veranlassung sind die sexuellen und erotischen Erlebnisse in zartester Kindheit, an denen es im Leben keines Menschen fehlt.



Die Ursache der Farbenbegleitung bei akustischen Wahrnehmungen und das Wesen anderer Synästhesieen*.

Von Dr. OSKAR PFISTER, Zürich.

Unter Synästhesie versteht man die weitverbreitete Erscheinung, daß beim Eintritt einer Sinneswahrnehmung eine einem andern Sinnesgebiet angehörige Empfindung ohne Reizung des zugehörigen Endapparates ausgelöst wird. Das bekannteste Beispiel ist wohl die audition colorée (Synopsie), die darin besteht, daß ein wahrgenommener Schall, ein Geräusch, Ton, Buchstabe, Wort usw. ohneweiters von einer Farbenempfindung begleitet wird, also etwa e von rot, die Zahl 5 von grün, die Melodie »Seid umschlungen, Millionen« von weiß und rot. Man gebraucht den Ausdruck »Synästhesie« aber auch in einem weiteren Sinne: Statt einer Sinneswahrnehmung kann eine Vorstellung die sekundäre Empfindung hervorrufen, oder die letztere kann zu einer bloßen schwachen Erinnerung verblassen, während sie oft geradezu Zwangscharakter innehat.

Aus der gewaltigen Literatur, die sich mit dem Rätsel der Synästhesie befaßt — schon 1892 zählte ein amerikanischer Psycholog 85 Nummern**! —, hebe ich nur zwei besonders wichtige Werke hervor. 1881 gaben zwei Kandidaten der Medizin, Eugen Bleuler und Karl Lehmann, eine bedeutende, auf sorgfältigen Beobachtungen fußende und scharfsinnig ausgearbeitete Schrift heraus unter dem Titel: »Zwangsmäßige Lichtempfindungen durch Schall und verwandte Erscheinungen« (Leipzig 1881, 96 S.). Es lag den Verfassern zunächst daran, die damals noch wenig bekannten Tatsachen festzustellen. Auf Erklärungsversuche ließen sie sich mit Recht nicht ein.

Zwölf Jahre später erschien aus der Feder des Genfer Experimentalpsychologen Th. Flournoy ein Buch, dessen Überschrift lautete: »Des Phénomènes de Synopsie (audition colorée, photismes — schèmes visuels — personnifications) (Paris et Genève, 1893). Der Autor sucht die Ursachen der Synopsieen mit der ihm eigentümlichen Umsicht auf und glaubt sie nach den Prinzipien der affektiven, habituellen und privilegierten Assoziation zu finden. Doch kann er — abgesehen von einigen bescheidenen Versuchen — weder die einzelne audition colorée aus ihren konkreten Entstehungs-

* Anmerkung der Redaktion: Die Autoren dieser und der vorstehenden Arbeit wandten sich, ohne von einander zu wissen, der Untersuchung desselben Problems zu. Ohne irgend eine andere Gemeinsamkeit als die Beziehung zur Psycho-Analyse, sind die beiden zu völlig gleichen Resultaten gelangt. Diese merkwürdige Übereinstimmung hat uns veranlaßt, die beiden Beiträge nebeneinander zur Kenntnis unserer Leser zu bringen.

** Flournoy, »Des Phénomènes de Synopsie«, 3.

bedingungen ableiten, noch über den Sinn und die Notwendigkeit der Photismen im allgemeinen Aufschluß erteilen. Flournoy hält denn auch in musterhafter Bescheidenheit seine Erklärungen selbst für provisorisch und unzureichend (20). Was damals zu entdecken war, dürfte sein Scharfsinn aufgespürt haben.

Die physiologische Deutung wurde öfters unternommen (Flournoy 19), ohne aber das geringste brauchbare Resultat zu liefern.

Die komplizierten Synopsieen lassen sich leicht als stereotype Halluzinationen erkennen. Beim Anblick der von Flournoy veröffentlichten Zeichnungen (z. B. S. 142 f.) erwacht sofort die Lust nach einer gründlichen Analyse. Ebenso deutlich redet ein Beispiel eigener Beobachtung: Ein Musiker meiner Bekanntschaft sah während eines Konzertes rote Kugeln regelmäßig dann, wenn er den Sänger einen bestimmten Ton von mittlerer Höhe singen hörte. Dies wiederholte sich später bei einer Sängerin. Den halluzinatorischen Charakter dieser Erscheinungen wird wohl niemand leugnen.

Wie nun, wenn auch die einfachen Synästhesieen als Halluzinationen zu beurteilen wären, somit auf Verdrängung beruhten? Einiges spricht von vornherein dafür: Das Phänomen tritt bisweilen im Zustand der Ermüdung stärker hervor (Flournoy 28). Die sogenannten negativen Photismen erinnern an verwandte Beobachtungen bei Halluzinanten. Die Behauptung z. B. »Wenn Null eine Farbe hätte, so wäre sie nicht weiß«, gleicht der Vision, die eine völlig unbekannte Person, aber sicher nicht den und den Menschen präsentiert. Immerhin bleiben die Analogien zwischen audition colorée und Halluzination ziemlich vage.

Den Beweis für die halluzinatorische Bedeutung mancher Synästhesieen lieferte mir zuerst die Analyse eines intellektuell, ethisch und religiös hochstehenden 17jährigen Mädchens aus neurotisch schwer belasteter Familie. Vater, Onkel und Schwester sind Epileptiker, ein Bruder wurde durch analytische Seelsorge von sehr zahlreichen Zwangserscheinungen geheilt, die Mutter wies früher hysterische Symptome auf. Alle Familienglieder außer dem Vater haben intensive Synopsieen, die aber in keinem Punkt untereinander übereinstimmen.

Auch Nannette, meine Analysandin, ein im übrigen kerngesundes, frisches und fröhliches Mädchen, zeigte seit einiger Zeit Spuren, die auf die Gefahr einer Zwangsneurose hindeuteten. In der Mathematik verwechselte sie nämlich bei der Niederschrift konstant a und 2, so daß der gutbegabten Schülerin eine Menge Rechnungen mißrieten. Diese unvermeidlichen Irrtümer wirkten begreiflicherweise beunruhigend. Zur Vorstellung »a« gesellte sich überdies die starke Empfindung einer blauen, leicht ins Grüne spielenden Farbe, gleichzeitig eine schwache Kälteempfindung. Nicht nur sämtliche Vokale, sondern auch alle Konsonanten mit Ausnahme des q, v, w und x traten in Farbenbegleitung auf. Auch die Zahlen hatten außer 1

und 1000 ihre Farbenrepräsentation, 2 zum Beispiel blau, ganz schwach gegen violett geneigt, 3 gelb, 4 rot, 10 Silber, 1000 Gold, 10.000 Kupfer. Der Buchstabe z war genau wie 2 violettblau begleitet. Von den Worten erhielten die abstrakten Bezeichnungen die Farbe des Anlautes, Benennungen konkreter Gegenstände richteten sich nach den natürlichen Farben. Weitaus die stärkste Farbenkonkomitanz lösten aus e = gelb und a = blau.

Die Symptomanalyse ging zunächst von e aus, stieß aber auf so starken Widerstand, daß sie nach kurzem Bemühen abgebrochen wurde. Damals war nämlich die peinliche Verwechslung noch nicht aufgetreten, und das psychologische Interesse reichte zur Überwindung der Widerstände nicht aus. Ich betone dies zu Nutz und Frommen derjenigen, die sich ebenfalls des Stoffes bemächtigen wollen. Mögen sie sich durch die Widerstände nur ja nicht zu rasch zum Rückzug verleiten lassen! Die rein psychologische (auch religionsspychologische) Analyse ist gewöhnlich schwieriger als die medizinische, weil der Hebel des gesundheitlichen Interesses fehlt.

Von letzterem kräftig unterstützt, fand ich nun: [Die Zahl 2]*. Sie assoziiert »Zwetschge«. Der Buchstabe a, geschrieben *a*, trägt die Form einer Zwetschge.

[*a*] Ein See, in dem ich als kleines Mädchen zusammen mit dem Vater badete. Eine vorübergehende Dame war entsetzt darüber, daß er kein Badekleid trug und rief ihm zornig eine scharfe Bemerkung zu. Der See hat genau die mir vorschwebende Farbe. Ein Ölgemälde, das ihn abbildet, hängt in unserer Wohnung. Die Form des Seebeckens mahnt mich an das Oval des a.

Die Übersetzung des Wortes »Zwetschge« in eine Fremdsprache ergibt klanglich ziemlich genau den Namen der Stadt, in der ich geboren wurde und meine ersten Kinderjahre zubrachte. Ich hasse diese Stadt. (Vaterstadt; die Abneigung gegen den Vater wird auf die Stadt übertragen.) [Zwetschge] Ader. Nun sehe ich einen Erker vor mir. (Pause, Erröten.) Eine Kinderszene. Mein Schwesterchen und ich saßen in jenem Erker. Da entblößte sich mein Bruder und zeigte seine Organe. Dabei sah ich jene Adern, die mich an das Violettblau des Z und der Zwetschge erinnern.

So weit Nannette. Der Leser wittert den Vater- und Bruderkomplex, der, wie mir damals bereits bekannt war, im Leben des Mädchens keine geringe Rolle gespielt hatte. Er wird auch, wenn er Freuds Neurosenlehre empirisch nachprüfte, sofort zugeben, daß die Verwechslung sowohl, als die Synästhesie für Verdrängungsprodukte anzusehen sind. Der psychologische Aufbau beider Erscheinungen stellt sich uns folgendermaßen dar:

Der Buchstabe *a* erinnert durch seine Form an die Testikel, die seit dem Erlebnis mit Vater und Bruder der Verdrängung anheimgefallen waren. Jetzt können sie sich daher nur noch symbolisch

* Die eckigen Klammern enthalten meine an die Analysandin gerichteten Worte. Was auf sie unmittelbar folgt, sind die hervorgerufenen Einfälle.

äußern. Als Symbol figuriert die Zwetschge, die hauptsächlich wegen ihrer Form ⟨Oval und Zweiteilung⟩ ja auch von der Vulgärsprache als Bezeichnung des Skrotums gebraucht wird. Gerade deshalb ist die Gefahr der Entdeckung und damit der Belästigung des Bewußtseins zu groß. Die Zwetschge darf deshalb nur angedeutet werden: Dies geschieht durch die Anlaute Zw. Sie sind enthalten in der Zahl 2, welche überdies die Zweiheit der Hoden andeutet. Man wird zugeben, daß die von der Gestalt des a ausgelöste Zwetschge in der Farbenzahl 2 recht geschickt vertreten wird. Der Buchstabe Z diente lange nicht so gut, weil der charakteristische Anfang des Wortes zw lautet. Es kommt hinzu, daß das graphische Zeichen für 2 die beiden Buchstaben z und w verdichtet enthält ⟨2 = 2, z, 2 = w, w*⟩. So gesellt sich zur Wortbrücke »zwei — Zwetschge« die aus der automatischen Kryptographie bekannte Schriftzeichenbrücke. Auch die vom Gegenstand nahegelegte Andeutung der Zweiheit findet in der Ersatzzahl Ausdruck. Wo die Zahl 2 bewußt werden darf, was bei der Verwechslung natürlich nicht der Fall ist, vergönnt die sekundäre violettblaue Farbe der Komplexvorstellung »Zwetschge«, sich noch ausgiebiger zu manifestieren. Da alsdann die verräterische Form des a ferne liegt, besteht keine Gefahr der Entdeckung. Die automatische Einsetzung des z für a ist uns somit gut verständlich. Ebenso wird uns die Synopsie z = violettblau erklärt, wenn auch nicht in genügender Determinierung.

Wie aber deuten wir den umgekehrten Ersatz der Zahl 2 durch a? Diesmal ist es statt der visuellen die akustische Ausdrucksform, dazu die sekundäre Farbe und der Inhalt ⟨2 = 2 Testikel⟩, welche durch ihre peinliche Assoziation ⟨zw — Zwetschge⟩ einen Ersatz des natürlichen Zeichens fordern. Da der Komplex auf eine ihm gemäße Vorstellung dringt, liegt am nächsten der Buchstabe a, dessen symbolischen Wert wir bereits kennen. Dieses Zeichen wird diesmal ja nicht bemerkt, sondern rein automatisch erzeugt. ⟨Bemerkte Nannette, daß sie a schriebe, so korrigierte sie natürlich sofort den Fehler.⟩ Da der Buchstabe also nicht gesehen wird, ist seine symbolische Charakteristik unverfänglich.

Die Synästhesie ⟨a = blau⟩ ist auf einen verwandten Vorgang zurückzuführen. Der Vokal a assoziiert »Papa« und »Vater«, die graphische Form für a die Zwetschge, welche in diesem Zusammenhang als Skrotum des Vaters bestimmt ist.** Diese Vorstellung ist verkoppelt mit derjenigen jener Badeszene, in welcher der Vater eine Rolle spielte, deren kritisches Moment ⟨die Genitalien des Vaters⟩ verdrängt werden muß. Die Zensur leitet daher, um das Bewußtsein zu schonen, von a statt zu »Papas Skrotum« über auf einen dominierenden Umgebungsbestandteil ⟨See⟩ der Szene, in

* Vergl. m. Aufs.: »Die psycholog. Enträtselung der relig. Glossolalie und der automat. Kryptographie. Jahrb. f. psychoanalyt. u. psychopath. Forschungen. III. Bd., 2. Hälfte.

** Hier bewähren sich Flournoys Assoziationsprinzipien.

welcher durch libidinöse Reizung ⟨Schautrieb⟩ und schroffe Verdrängung ⟨Inzestschranke, Vorwurf der Fremden⟩ eine Wurzel des Vaterkomplexes geschaffen wurde. Daß noch jetzt der Vater viel Anlaß zu Verdrängungen gibt, führt der Synästhesie stets neue Nahrung zu.

Ebenso wurde bei z Nannettes Aufmerksamkeit, welche den violettblauen Adern des brüderlichen Sexualapparates sich zuzuwenden drohte, auf ihre an sich harmlose Farbe abgelenkt, welche aber auch die Farbe wirklicher Zwetschgen ist. Wiederum begegnet uns also doppelte Determination: Eine reproduktive ⟨Adern⟩ und eine logische ⟨Symbolik der Zwetschge⟩. Gab vorhin in der Verwechslung der Zahl 2 mit a die Zwetschge ihre Form ab, so überläßt sie jetzt ihre Farbe.

Die sekundäre Kälteempfindung geht vermutlich auf die während des Bades verspürte Kälte und die Ablehnung der inzestuösen Regung zurück. Auch im täglichen Leben verhält sich Nannette gegen Zärtlichkeiten ablehnend. Küsse sind ihr ein Greuel. Ihr Lebensplan geht dahin, ledig zu bleiben und dem Bruder die Haushaltung zu führen.

Zur Probe diene uns eine zweite Synästhesie. Es liegt nahe, die andere dominierende Hörfarbe zu untersuchen, nämlich die Doppelverbindung e = gelb und 3 = gelb.

Die erste Sitzung ergab, wie oben bemerkt, ein mageres Resultat. Es lautet: [3] Die Zahl gleicht einem umgekehrten Ɛ, ein Ɛ im Spiegel. Meine ⟨einzige, etwa zwei Jahre jüngere⟩ Schwester heißt Edith. Als ich etwa 6 bis 7 Jahre alt war, wurde sie als Prinzeßchen mit goldener Krone und gelbem Kleid porträtiert. Auch der Hintergrund des reizenden Bildes enthält viel gelb ⟨Ich fand diese Angaben bestätigt⟩. Dieses Ölgemälde machte mich furchtbar neidisch. Gelb ist die Farbe des Neides.

Weiteres war zur Stunde nicht herauszubringen. Wir gewannen somit die wertvolle Andeutung eines Schwesterkomplexes, aber keinen Aufschluß über die genauere Determination der Hörfarbe. Die Synästhesie hörte denn auch nach der Analyse nicht auf.

Anderthalb Jahre später, als die Verwechslung das Interesse nach der Analyse verstärkt hatte, kam in unmittelbarem Anschluß an die Exploration der Synopsieen a = blau und z = violettblau die Verbindung e = gelb nochmals zur Sprache. Diesmal schoben keine Widerstände mehr den Riegel vor. [Schreiben Sie 3!] 3. [Stellen Sie sich diese Figur vor!] »Sie erinnert an ein Lippenpaar, neben dem sich eine Locke befindet. Oder auch an eine Remontoir-Uhr, deren Schalen ein wenig geöffnet sind. Oder an eine Fischangel.«

Der Leser sieht sogleich, was damit ausgedrückt werden soll. Deutlicher hätte dieses weibliche Gegenstück zur Zwetschge kaum symbolisiert werden können. Im Traum trifft man diese typischen Symbole bekanntlich sehr oft.

Auf Edith konstelliert, deutete Nannette nun eine Menge von

Erinnerungen aus der Kinderzeit an. Die beiden kleinen Mädchen hatten häufig gegenseitige Besichtigungen vorgenommen.

Eine koprophile Determinante konnte ich nicht nachweisen, halte sie aber nicht für ausgeschlossen*.

Zur gelben Farbe gesellte sich eine Wärmeempfindung. Sie dürfte eine wunschgemäße Wiederholung der bei den einstigen Besichtigungen verspürten Erregungen bilden. Übrigens weiß Nannette, daß die Malerei gelb zu den warmen, blau zu den kalten Farben rechnet. Zu »gelb« assoziiert sie: »Feuer«, zu »blaue Farbe« nach der Analyse: »Wasser, aber das ist ja nicht blau, sondern grün«.

Die Erklärung dieser Synästhesie ist der früheren genau analog. E assoziiert klanglich Edith, die aber in doppelter Determinierung, durch Neid und verdrängten Schautrieb, abgelehnt wird, wie im früheren Beispiel der Vater. Die gelbe Farbe tritt ein, um die Lust des Neides zu rechtfertigen und zu schüren; das Goldprinzeßchen beweist schlagend die Bevorzugung Ediths. Es ist aber auch anzunehmen, daß die Redensart: »Vor Neid gelb werden« nachwirkt: Nannette projiziert ihren eigenen Neid nach außen. Wichtiger als beide Motive aber ist der Wunsch, Edith als Sexualobjekt (vgl. die Zahl 3) bei sich zu haben. So treffen, wie wir es so häufig beobachten, in demselben Symptom Liebe und Haß zusammen. Wir verstehen nun auch, warum die Sexualsymbolik leichter bei 3 als bei E hervorsprang: Die deutliche Beziehung auf Edith rief den Widerstand der Inzestschranke hervor. Wäre der Schwesterkomplex stärker geworden und käme E in der mathematischen Formel häufig vor, so hätte ganz ebenso gut eine Verwechslung von E und 3 sich einnisten können, wie die von a und 2. — Von einigem Belang ist gewiß auch der betonte Vokal von Edith, der sich in »gelb« ebenso wiederfindet, wie das a von »Papa« und »Vater« in »blau«.

Wir stehen damit vor einer genügenden Reihe von Determinanten, infantilen und rezenten (Schwesterkomplex), visuellen und auditiven, triebgemäßen und sublimierungsgemäßen, um unser psychologisches Kausalitätsbedürfnis für befriedigt erklären zu dürfen. Die Gesamtzahl aller mitwirkenden Faktoren ist selbstverständlich überhaupt nie zu gewinnen, so wenig als bei Nachweisung physischer Ursächlichkeit.

Ein kleines Nachspiel bestätigte unser Ergebnis. In der auf die Analyse folgenden Nacht fuhr Nannette, als es 3 Uhr schlug, entsetzt (»mit gräßlicher Angst«) aus dem Schlafe auf, sprang aus dem Bett und zündete das Licht an, um in die Schule zu eilen.

* Nach Bleuler und Lehmann zeigten von 51 Versuchspersonen 28 bei e gelb; keine andere Farbe war durch mehr als 5 Personen in der Verknüpfung mit e vertreten (a. a. O. 23). Nach Claparèdes Statistik dagegen war gelb mit e nicht so oft, wie mit o verbunden (38 gegen 42 Personen), vielleicht z. T. darum, weil die Vorstellung »gelb« im Französischen o aufweist (jaune) (Flournoy 67). Bei anderen Fällen fehlt jedoch die Koinzidenz von Farbe und Vokal der Benennung.

Da sah sie, wie spät es sei, und legte sich wieder hin, konnte aber nicht mehr einschlafen. Deshalb versuchte das intelligente Mädchen eine Autanalyse, die zwar den Komplex nicht herausschälte, aber doch wertvolle Materialien zur Deutung gewann.

Der erste Einfall mahnte an die tags zuvor vollzogene Analyse der Farbenzahl 3. Sogleich kam weiter in den Sinn, daß ich meine Explorandin starr angesehen haben soll. Des Ferneren besann sich Nannette darauf, daß sie nach dem Besuch bei mir mit einer älteren Freundin über ihre Lieblingsmaler redete, und zwar mit etwas bösem Gewissen, da die Schulaufgaben drängten. Als Lieblingsmaler nannte sie Franz Stuck, von dem ihr ausgezeichnet gefalle das Gemälde »Satan«; das Bild heiße eigentlich »Mephisto« (vergl. Künstler-Monographie von O. J. Bierbaum, Velhagen und Klasing, S. 24). Jetzt fiel dem Mädchen ein, daß ich in der Analyse so stechende Augen machte, wie Mephisto, und auch sonst ihm gleiche. Zu Mephisto gesellte sich die Erinnerung an Faust und Gretchen. Mit letzterer empfand Nannette Mitleid. Plötzlich überfiel sie heftiger Ekel vor dem Bett, so daß sie nicht länger liegen bleiben wollte und sich nach der Schule sehnte, um sich zu vergessen.

Seit diesem Erlebnis war das junge Mädchen allnächtlich bis zur folgenden Sitzung, beinahe eine Woche lang, Schlag 3 Uhr angstvoll aufgewacht. Einen ähnlichen Pavor nocturnus fand ich bei einem Analysanden von 35 Jahren. Er erwacht mit heftigem Schrecken an der Zahl 51. Draußen hört er den Schlag der Kirchenuhr verklingen und weiß, daß es 1 Uhr ist. Er erinnert sich, diese Uhr gehe einige Sekunden hinter den übrigen Turmuhren nach. Vor etlichen Tagen besuchte er einen Kranken, der ihm erzählte, er lasse sein gebrochenes Bein trotz schwerer Leiden durch Gewichte ausdehnen, denn er wolle kein Einundfünfziger (volkstümlicher Ausdruck für Hinkende) werden. Der aus dem Schlaf Aufgeschreckte besinnt sich weiter und findet: Letzter Tage wurde ihm erzählt, das 37. Altersjahr sei für Frauen gefährlich, weil da die erste Periode der Erotik zu Ende sei und die Liebe leicht erkalte; bei den Männern sei es das 41. Jahr. Er erinnert sich auch, dabei an seine eigene Ehe gedacht zu haben. Nun ist ihm seine Angst verständlich: Die Turmuhren schlugen die vier Viertelstunden; darauf folgte der Einuhrschlag. Das hätte leicht 4 und 1, somit nach dem bekannten Traumgesetz 41 ergeben. Das Traumbewußtsein addiert aber die fünf ungleichen Schläge zu 5, setzte jedoch dann den letzten, tieferen Schlag noch besonders dahinter. So entstand sein kurzer Traum von der Zahl 51. Als dann aber die benachbarte Turmuhr nachträglich sich ihrer Aufgabe entledigte, konnte infolge der unterdessen wachgewordenen Kritik der Einuhrschlag nicht mehr zu den Viertelschlägen addiert werden. Somit wäre die gefürchtete, erotisch verhängnisvolle Zahl 41 entstanden. Dem entgeht der Schläfer durch seine Flucht ins Wachbewußtsein, sein schreckhaftes Erwachen.

Die gemeinsame Sitzung berichtete, daß Nannette seit der letzten Besprechung die Zahl 3 als unangenehm empfinde. Das Bild des Mephisto sei ihr schon lange sehr lieb gewesen. Wir verstehen nun: In der vorangehenden Unterredung war die homosexuelle Komponente aus ihrer Verdrängung befreit und bewußt zurückgetrieben worden. Ferner hatte ich vor ungesunder Übertragung auf den Bruder und verächtlicher, daher unmoralischer Einschätzung der Ehe in schonender Weise gewarnt. Dafür werde ich nun zum satanischen Verführer gestempelt (statt »Mephisto« soll das Bild heißen »Satan«), und die Aufmerksamkeit des Analytikers erscheint als durchbohrender Blick. Die Übertragung auf den Explorator wird auch damit ausgedrückt, daß er dem Lieblingsmaler Stuck im Gesichte ähneln soll. Damit wird Mephisto aber nur desto gefährlicher, wenn er auch Gretchen einem andern zuführt und sich nicht selbst vergreift. In der Stellung zu Mephisto sieht man wieder Liebe und Haß vereint, wie in derjenigen zu Edith. Während aber in dieser homosexuellen Beziehung unterschwellig der Haß vorherrscht, scheint in der heterosexuellen Übertragung die Liebe zu dominieren. Mit Mephisto werde ich übrigens von deutschen Analysanden wegen meines Namens (Pfister, —phisto) oft identifiziert.

Der 3-Uhr-Schlag regte somit den Sexualkomplex an, hatte sich doch mit voller Klarheit herausgestellt, was 3 bedeutete (Lippen mit Locke, Remontoir-Uhr, Fischangel). Die Aufdeckung der homosexuellen libido, die Beseitigung coelibatärer Ideen, die Warnung vor der Bindung an Vater und Bruder mobilisierten die heterosexuelle Komponente und richteten sie auf den Analytiker. Da keine Abfuhr der intensiven Spannung entstand, mußte pavor nocturnus eintreten. Die Ablenkung auf die Schule im Moment des Erwachens und nach der Autanalyse wird darum gewählt, weil während des gestrigen Gesprächs über Mephisto und vielleicht schon während der Analyse, wenn sich die Widerstände regten, der Gedanke an die Schulaufgaben als möglicher Ausweg sich eingestellt hatte.

Man möge darauf achten, daß die beiden bevorzugten Synästhesieen, die wir nun zu erklären versuchten, in engen Beziehungen zu einander stehen. Die erste (a = blau) geht aus der Verdrängung der heterosexuellen, die zweite (e = gelb) aus der Verdrängung der homosexuellen Komponente hervor. Beide gehören jedoch zusammen. Ich weiß nicht bestimmt, ob dieser Sachverhalt in einer graphischen Eigentümlichkeit zum Ausdruck kommt: Nannette schreibt nämlich a so, daß es von rechts gelesen ein E, von links gesehen ein 3 ergibt. Ebenso ergibt die Zahl 3 von rechts betrachtet das a, wie Nannette es schreibt.

Beiden Synästhesieen ist gemeinsam, daß sie mit einer Flucht in die Mathematik verbunden sind, bei a durch die Verwechslung mit 2, bei E durch die Umdrehung ins Spiegelbild 3. Die Flucht in die Mathematik oder Astronomie oder Briefmarkenspielerei oder

— o grausame Nemesis! — in die experimentelle Psychologie treffen wir sehr oft bei Personen, denen die Erotik, die Wirklichkeit überhaupt und besonders das Seelenleben verekelt worden sind. So repräsentiert die Synopsie ein Sehen, um nicht denken zu müssen, sie ist ein Ventil für libidinöse Stauungen, eine indirekte Betätigung des Schautriebes. Nannettes Liebhaberei für Malerei hängt mit ihren Synopsieen eng zusammen, was schon aus der oft merkwürdigen Wahl der Farben deutlich hervorgeht.

Endlich führt mich die Zusammenstellung der beiden Synästhesieen bei a und e auf eine letzte Determinante, die ich zur Zeit anzugeben habe. a, der Induktor des männlichen erotischen Objektes, verbindet sich mit der Zahl 2; e, der Provokator des weiblichen Objektes, mit 3. Die Familie besteht aber auch aus zwei männlichen und drei weiblichen Personen — eine neue Bestätigung unserer Analyse.

Die Wirkung der Analyse war eklatant: Synopsieen, Verwechslung und pavor nocturnus blieben vom Tag ihrer Ergründung an definitiv verschwunden. Dies bestärkt uns, wenn es noch nötig wäre, in der Gewißheit, daß die analysierten Phänomene neurotischer Art waren.

Leider konnten andere Untersuchungen über Nannettes Synästhesieen aus äußeren Gründen nicht stattfinden.

Sind nun aber alle Synästhesieen so zu erklären? Ich bin nicht befugt, es zu behaupten. Dafür spricht, daß alle von mir bisher untersuchten Fälle — es sind ihrer freilich nicht gar so viele — den vorgewiesenen Mechanismus verrieten, und daß alle übrigen Erklärungsversuche fehlschlagen, indem sie die Hauptsache, den Sinn und die biologische Bedeutung der Synästhesie, in vollständiges Dunkel gehüllt lassen, während die psychanalytische Interpretation, wo immer sie angewandt wurde, die fraglichen Erscheinungen gleich dem Traum, der hysterischen Manifestation, dem Zwangssymptom usw. als wohl begründete, sinnvolle, das Bewußtsein schützende Komplexfunktionen bis ins Einzelne verstehen lehrte.

Vielleicht wendet man ein: Es ist doch nicht denkbar, daß ein so häufiges Symptom, wie die Synästhesie neurotischen Charakter trage. Ich entgegne zunächst: Neurotisch — man kann das schreckliche Wort leider noch immer nicht entbehren — heißt keineswegs pathologisch. Selbstverständlich können auch kerngesunde Menschen Photismen und Phonismen oder andere sekundäre Erscheinungen haben. Erst wo diese als lästiger Zwang empfunden werden, werden wir von einem krankhaften Zustand reden.*

Ferner ist zu berücksichtigen, daß ähnliche, aber wohl eher als

* Herr Professor Dr. Bleuler teilt mir auf Befragen freundlichst mit, daß er mit den Titel seines mit Lehmann herausgegebenen Büchleins »Zwangsmäßige Lichtempfindungen« von Anfang an nicht ganz einverstanden war.

neurotisch zugegebene Phänomene, wie die Synästhesieen, tatsächlich ebenso oft, ja noch öfter als sie vorkommen. Hier der Beweis:

In zwei meiner Klassen am zürcherischen Lehrerseminar in Küsnacht, deren eine aus sieben Mädchen und 21 Jünglingen, die andere aus 27 Jünglingen, lauter anscheinend gesunden, kräftigen Individuen im Alter von 18 bis 19 Jahren bestand, fanden sich auditions colorées bei 20 Schülern, also eine viel höhere Zahl, als Bleuler und Flournoy für den Durchschnitt annehmen.

Erheblich häufiger fand sich ein höchst buntes Gehzeremoniell, von dessen zahllosen Variationen ich nur die Rücksicht auf die Grenzlinie zweier Rinnsteine (am Rande des Bürgersteiges auf gleicher Höhe mit ihm) hervorhebe. Ich konstatierte:

a) Obsedierendes Vermeiden der Linie bei 18 Zöglingen,

b) Zwangsmäßiges Berühren der Linie bei 7 Zöglingen,

c) Beides alternierend bei 2 Zöglingen,

somit ein entschieden neurotisches, ob auch meistens nicht geradezu krankhaftes Zeremoniell bei 27 von 55 Schülern. (Unter den 16 Angehörigen einer Mittelschulklasse für Fünfzehnjährige wollten sogar 13 diese Gewohnheiten geteilt haben.) Die meisten hatten die Zeremonie ohne Kunsthilfe spontan überwunden.

Hinzu kommen massenhaft andere Zeremonien beim Gehen, z. B. Antreten mit dem rechten oder linken Fuß an der und der Stelle, Zählen beim Gehen (10 Seminaristen von 55), obsedierende Melodien, Sprechen sinnloser Silben (vergl. Glossolalie und Kryptolalie), Intoleranz gegen Berühren von Kreide, Déjà vu's*, Briefangst (vermeintliches Vergessen der Adresse oder Frankatur) und eine Menge anderer neurotischer Erscheinungen, um die sich die Pädagogik leider nicht kümmert, so enorm wichtig sie für die Seelenkenntnis und Erziehung der jungen Leute sind**. Die meisten dieser Phänomene sind uns Analytikern wohl bekannt, wir brachten ihre Enträtselung als Beute von unsern Streifzügen heim***.

Wenn nun entschieden neurotische, ob auch harmlose Symptome so häufig vorkommen, warum sollte die Frequenz der Synästhesieen gegen ihren neurotischen Charakter sprechen? Meine Untersuchungen berechtigen indessen nur zu dem Schluß, daß v i e l e auditions colorées und ähnliche Erscheinungen als Verdrängungsfolgen zu verstehen seien.

---

* In der vorhin erwähnten Mittelschulklasse erinnerten sich sieben Schüler an Déjà vu.

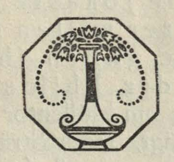
** Zu den wichtigsten Gegenständen dieser Art gehören die in der Pubertätsentwicklung überaus häufigen Geheimschriften und Geheimsprachen. In einer Gesellschaft von 11 Psychiatern fand ich fünf einstige Besitzer von Geheimschriften und vier frühere Geheimredner. W e l c h e r A n a l y t i k e r b e s c h e n k t u n s m i t e i n e r U n t e r s u c h u n g ü b e r d i e Z e r e m o n i e n d e r K i n d e r?

*** Natürlich kann in einem Seminar aus pädagogischen Gründen an eine Analyse solcher Tatsachen nicht gedacht werden. Halbe Aufklärung wirkt leicht schädlich, halbe Analyse erst recht. Nur bei kranken Schülern halte ich vorsichtige Analyse für angezeigt, ja unter Umständen durchaus nötig.

Daß man von kalten und warmen Farben spricht, mag teilweise von Verdrängung herrühren — ich weiß es nicht. Sicher aber hängen die sekundären Farbenempfindungen von der Sprache ab, wie schon die Vergleichung der von Bleuler und Lehmann im deutschen, von Claparède im französischen Sprachgebiet vorgenommenen Enqueten über die Begleitfarben der Vokale nachweist.

Wenn auch die von mir angegebenen Determinanten vollständig ausreichen, die untersuchten Synästhesieen zu rechtfertigen, so kann ich doch nicht leugnen, daß noch andere Faktoren mitwirken mochten.

Ich hoffe somit, daß es mir gelungen sei, im Verständnis der sekundären Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen auf psychanalytischem Wege ein gutes Stück vorwärts zu kommen und den Schleier von einer lange und lästig empfundenen Crux der Psychologie beträchtlich zurückzuschieben. Manche Einzelheiten werden noch zu ergründen sein. Ich bin jedoch gewiß, daß Freuds Tiefenforschung, die schon so manches bisher für unlöslich gehaltene Rätsel der Seelenkunde gelöst hat, auch die übrig gebliebenen Dunkelheiten aufhellen wird.



Symbolische Darstellung des Lust= und Realitäts=prinzips im Ödipus=Mythos.

⟨Gedeutet durch Schopenhauer.⟩

Von Dr. S. FERENCZI, Budapest.

Jedes Werk hat seinen Ursprung in einem glücklichen Einfall, und dieser gibt die Wollust der Konzeption: die Geburt aber, die Ausführung ist, wenigstens bei mir, nicht ohne Pein: denn als=dann stehe ich vor meinem eigenen Geist: wie ein unerbittlicher Richter vor einem Gefangenen, der auf der Folter liegt, und lasse ihn antworten, bis nichts mehr zu fragen übrig ist. Einzig aus dem Mangel an jener Redlichkeit scheinen mir fast alle Irrtümer und unsäglichen Verkehrtheiten entsprungen zu sein, davon die Theorien und Philosophien so voll sind. Man fand die Wahrheit nicht, bloß darum, daß man sie nicht suchte, sondern statt ihrer immer nur irgendeine vorgefaßte Meinung wiederzufinden beabsichtigte, oder wenigstens eine Lieblingsidee durchaus nicht verletzen wollte, zu diesem Zwecke aber Winkelzüge gegen andere und sich selbst an=wenden mußte. Der Mut, keine Frage auf dem Herzen zu behalten, ist es, der den Philosophen macht. Dieser muß dem Ödipus des Sophokles gleichen, der, Aufklärung über sein eigenes schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahndet, daß sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird. Aber da tragen die meisten die Jokaste in sich, welche den Ödipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen: und sie gaben ihr nach, und darum steht es auch mit der Philosophie noch immer wie es steht.* Wie Odin am Höllentor die alte Seherin in ihrem Grabe immer weiter ausfrägt, ihres Sträubens und Weigerns und Bittens um Ruhe ohngeachtet, so muß der Philosoph unerbittlich sich selbst ausfragen. Dieser philosophische Mut aber, der eins ist mit der Treue und Redlichkeit des Forschens, die Sie mir zuerkennen, entspringt nicht aus der Reflexion, läßt sich nicht durch Vorsätze erzwingen, sondern ist angeborene Richtung des Geistes . . . «

[Aus einem Briefe Schopenhauers an Goethe, nach Übersendung des Manuskripts »Über das Sehen und die Farben«, datiert vom 11. November 1815.]

Die tiefe und gedrängte Weisheit dieser Sätze verdient etwas auseinandergelegt und mit den Ergebnissen der Psychoanalyse zu=sammengehalten zu werden.

Was Schopenhauer über die zur wissenschaftlichen ⟨philosophi=schen⟩ Produktion erforderliche psychische Einstellung sagt, klingt wie

* Vom Ref. gesperrt.

die Anwendung der Freudschen Formel über die Prinzipien des psychischen Geschehens* auf die Wissenschaftslehre. Freud unterscheidet zwei solcher Prinzipien: Das Lustprinzip, das bei primitiven Wesen (Tieren, Kindern, Wilden) sowie in primitiveren seelischen Zuständen (in Traum, Witz, Phantasie, Neurose, Psychose) die führende Rolle spielt und Vorgänge zustandekommen läßt, die nur danach streben, auf dem kürzesten Wege Lust zu gewinnen, während sich die psychische Tätigkeit von solchen Akten, welche Unlust erzeugen könnten, zurückzieht (Verdrängung). Sodann das Realitätsprinzip, das eine höhere Entwicklung und Wachsein des psychischen Apparates voraussetzt und dadurch charakterisiert ist, daß »an Stelle der Verdrängung, welche einen Teil der auftauchenden Vorstellungen als unlusterzeugend von der Besetzung ausschloß, die unparteiische Urteilsfällung tritt, welche entscheiden soll, ob eine bestimmte Vorstellung wahr oder falsch, das heißt im Einklang mit der Realität sei oder nicht, und durch Vergleichung mit den Erinnerungsspuren der Realität darüber entscheidet.«

Nur eine Art der Denktätigkeit bleibt auch nach Einsetzung des höheren Prinzips von der Realitätsprüfung frei gehalten und allein dem Lustprinzip unterworfen: das Phantasieren, während die Überwindung des Lustprinzips am gründlichsten der Wissenschaft gelingt**.

Die eingangs zitierte Ansicht Schopenhauers über die zur wissenschaftlichen Tätigkeit erforderliche Geistesverfassung würde also in Freuds Terminologie umgegossen etwa so lauten: der Gelehrte darf (und soll) seine Phantasie spielen lassen, um so die »Wollust der Konzeption« genießen zu können — (neue Einfälle sind eben auf andere Art nicht zu haben***) aber damit aus den phantastischen Einfällen Wissenschaft wird, müssen diese erst einer mühevollen Realitätsprüfung unterworfen werden.

Schopenhauer hat es mit Scharfblick erkannt, daß die größten Widerstände, die sich selbst beim Gelehrten gegen die vorurteilslose Prüfung der Realität erheben, nicht verstandesmäßiger, sondern affektiver Natur sind. Auch der Gelehrte hat menschliche Schwächen und Leidenschaften: Eitelkeit, Eifersucht, moralische und religiöse Parteistellung wollen ihn blind machen einer Wahrheit gegenüber, die ihm unangenehm ist, und allzu geneigt, einen Irrtum, der in sein persönliches System paßt, für wahr zu halten.

Die Psychoanalyse kann die Forderung Schopenhauers nur an einem einzigen Punkte vervollständigen. Sie fand, daß die inneren Widerstände in der frühesten Kindheit fixiert und vollkommen unbewußt sein können, verlangt also von jedem Psychologen, der an das

* Jahrbuch für psychoanal. und psychopathol. Forschungen, III. Bd., S. 1.
** Freud, l. c., S. 4.
*** Siehe dazu Alfr. Robitschek »Symbolisches Denken in der chemischen Forschung«, »Imago« (Zeitschrift für die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften), I. Jahrgang, Heft 1.

Studium der Menschenseele herantritt, zuvor seine eigene — angeborene und erworbene — seelische Verfassung bis in die tiefsten Schichten und mit allen Hilfsmitteln der analytischen Technik zu durchforschen.

Unbewußte Affekte können aber nicht nur in der Psychologie, sondern auch in allen anderen Wissenschaften die Wahrheit verfälschen; die Forderung Schopenhauers müßten wir also so formulieren: Jedermann, der wissenschaftlich arbeitet, sollte sich zuerst einer methodischen Psychoanalyse unterziehen.

Die Vorteile, die der Wissenschaft aus dieser vertieften Selbsterkenntnis der Gelehrten erwüchsen, liegen auf der Hand. Eine ungeheure Menge von Arbeitskraft, die jetzt auf infantil anmutende Streitigkeiten und Prioritätskämpfe vergeudet wird, könnte in den Dienst ernsterer Zwecke gestellt werden. Die Gefahr, daß man »Eigentümlichkeiten seiner Person als allgemeingültige Theorie in die Wissenschaft hinausprojiziert« (Freud*), würde viel geringer. Auch die feindselige Tendenz, mit der auch heutzutage neue, ungewohnte Ideen oder wissenschaftliche Vorschläge unbekannter, durch keine Autorität gestützter Persönlichkeiten empfangen werden, könnte einer vorurteilsfreieren Realitätsprüfung weichen. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß durch die Einhaltung dieser Maßregel der Selbstanalyse die Entwicklung der Wissenschaften, heute eine endlose Kette von kräftevergeudenden Revolutionen und Reaktionen, einen viel ruhigeren und doch ersprießlicheren, wohl auch beschleunigteren Gang nehmen könnte.

Es ist nun durchaus kein Zufall, daß Schopenhauer, als er die richtige psychische Einstellung des Gelehrten bei der geistigen Produktion und die inneren Widerstände, die sich gegen diese richtige Arbeitsweise erheben, durch ein Bild verdeutlichen wollte, sofort der Ödipus-Mythus eingefallen ist. Wäre er — wie wir Analytiker — von der strengen Determiniertheit und Determinierbarkeit jedes psychischen Aktes überzeugt gewesen, so hätte ihn dieser Einfall zum Nachdenken anregen müssen. Uns, die wir uns im glücklichen Besitze der Freudschen Psychologie befinden (welche wie ein geistiger Dietrich so manches bisher für unaufschließbar gehaltene Schloß mit Leichtigkeit öffnet), fällt es gar nicht schwer, dieses Stück Analyse nachzuholen. Dieser Einfall Schopenhauers deutet an, es sei ihm unbewußt gegenwärtig gewesen, daß von allen inneren Widerständen der Widerstand gegen die infantile Fixierung an feindselige Tendenzen dem Vater — und an inzestuöse der Mutter gegenüber die allerbedeutsamsten sind.

Diese durch die kulturelle Erziehung der Rasse und des Einzelwesens für das Bewußtsein höchst unlustvoll gewordenen, daher verdrängten Tendenzen ziehen eine große Menge anderer, mit diesen Komplexen assoziierter Vorstellungen und Tendenzen mit sich in die

* Freud, Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. (Zentralbl. f. Psychoanalyse, II. Jahrg.).

Verdrängung und schalten sie aus dem freien Gedankenverkehre aus oder lassen sie zumindest nicht mehr mit wissenschaftlicher Sachlichkeit behandeln.

Der »Ödipus-Komplex« ist nicht nur der Kernkomplex der Neurose (Freud); die Art der Stellungnahme zu ihm bestimmt auch die wichtigsten Charakterzüge der normalen Menschen und z. T. auch die größere oder geringere Objektivität eines Gelehrten. Ein Mann der Wissenschaft, den die Inzestschranke daran hindert, die in ihm etwa auch Blutverwandten gegenüber aufkeimenden Liebes- und unehrerbietigen Neigungen sich einzugestehen, wird — um die Verdrängung dieser Neigungen zu sichern — auch die Taten, Werke und Gedanken anderer als elterlicher Autoritäten nicht mit der von der Wissenschaft geforderten Unparteilichkeit auf ihre Realität prüfen wollen und können.

Den unbewußten Gefühls- und Gedanken i n h a l t, der sich hinter dem Wortlaut des Ödipus-Mythos versteckt, konnte also selbst der sonst so scharfblickende Schopenhauer nicht enträtseln. Er — wie die ganze Kulturmenschheit bis F r e u d — übersah, daß dieser Mythos eine entstellte Wunschphantasie ist, die Projektion verdrängter Wunschregungen (Vaterhaß, Mutterliebe) mit verändertem Lustvorzeichen (Abscheu, Grausen) auf eine äußere Macht, das »Schicksal«. Diese Rekonstruktion des eigentlichen Sinnes des Mythos, die Deutung desselben als »m a t e r i a l e n P h ä n o m e n s« (S i l b e r e r) lag also dem Philosophen ferne. Er stand ja selber — wie ich glaube — beim Schreiben dieses Briefes gerade unter der Herrschaft von Affekten, die ihm diese Einsicht verwehrt hätten.

Der aktuelle Anlaß, der Schopenhauer gerade den Vergleich seiner selbst mit Ödipus wählen ließ, läßt sich nämlich aus den übrigen Teilen des Briefes erraten. Der verkannt gewesene Philosoph sieht sich zum ersten Male von einem Manne von der Größe und vom Ansehen Goethes anerkannt. Er antwortet ihm in Ausdrücken der Dankbarkeit, wie wir sie vom stolzen, selbstbewußten Schopenhauer nicht gewohnt sind. »Ew. Exzellenz haben mir durch Ihr gütiges Schreiben eine große Freude gemacht, weil alles, was von Ihnen kommt, für mich von unschätzbarem Wert, ja mir ein Heiligtum ist. Überdies erhält Ihr Brief das Lob meiner Arbeit, und Ihr Beifall überwiegt in meiner Schätzung jeden anderen . . .«

Das klingt förmlich wie die enthusiastische Danksagung eines Menschen an einen älteren angesehenen Mann, in dem er den lange gesuchten Gönner zu finden, d. h. d e n V a t e r w i e d e r z u f i n d e n hofft. Nebst Gott, König und Nationalhelden sind eben auch Geistesheroen wie Goethe »revenants« des Vaters für zahllose Menschen, die alle Gefühle der Dankbarkeit und Achtung, die sie einstmal ihrem leiblichen Vater zollten, auf diese übertragen. — Das Zitieren des Ödipus-Mythos nachher könnte aber sehr wohl eine unbewußte R e a k t i o n gegen diese — vielleicht etwas zu überschwänglich geratene — Danksagung an den Vater sein, die die f e i n d-

seligen Tendenzen der im Grunde innerer ambivalenten Gefühlseinstellung des Sohnes dem Vater gegenüber zu Worte kommen läßt. Dafür spricht auch, daß der Brief gegen den Schluß immer stolzer und selbstbewußter wird. Schopenhauer bietet da Goethe an, sein Hauptwerk (Die Welt als Wille und Vorstellung) zu drucken und spricht nunmehr zu ihm wie zu seinesgleichen, hebt den ungewöhnlichen Wert seines Buches, die Eigentümlichkeit von dessen Inhalt, die Schönheit des Stils rühmend hervor und schließt mit einigen geschäftsmäßig kühlen, ja etwas schroffen Zeilen. »Ihre gefällige, ganz entschiedene Antwort erbitte ich mir ohne Aufschub, weil, falls Sie meinen Antrag nicht annehmen, ich jemanden, der nach Leipzig geht, auftragen werde, mir dort auf der Messe einen Verleger zu suchen.«

Vielleicht gerade mit Zuhilfenahme der von der materialen Bedeutung abgelenkten Aufmerksamkeit gelang es Schopenhauer in diesem Briefe, die selbst den Psychoanalytikern bislang entgangene funktionale Symbolik gewisser Einzelheiten des Ödipus-Mythos zu entziffern.

Funktionale Symbolphänomene nennt Silberer solche in Träumen, Phantasien, Mythen etc. vorkommenden Bilder, in denen nicht das Inhaltliche des Denkens und Vorstellens, sondern die Funktionsweise der Psyche, z. B. deren Leichtigkeit, Beschwerlichkeit, Gehemmtsein etc. indirekt dargestellt wird*.

Wenn wir Schopenhauers Vergleich gutheißen und ihn in die analytisch-wissenschaftliche Sprache übersetzen, so müssen wir sagen, daß die zwei Hauptpersonen der Sophokleischen Tragödie auch die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens symbolisieren. Ödipus, der »Aufklärung über sein schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahndet, daß sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird,« stellt das Realitätsprinzip im Menschengeiste dar, das keine der auftauchenden Vorstellungen, auch die Unlust erzeugenden nicht, zu verdrängen gestattet, sondern alle gleichmäßig auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen gebietet. Jokaste, »welche den Ödipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen«, ist die Personifizierung des Lustprinzips, das, unbekümmert um objektive Wahrheit, nichts anderes will, als dem Ich Unlust zu ersparen, womöglich Lust zu gewinnen und das, um dieses Ziel zu erreichen, alle Vorstellungen und Gedanken, die Unlust zu entbinden drohen, womöglich ins Unbewußte verbannt.

Durch die Deutung Schopenhauers und deren schlagende

* Vgl. dazu Silberers durchaus originelle und inhaltsreiche Arbeiten über Symbolik, besonders: »Bericht über eine Methode, gewisse symbolische Halluzinations-Erscheinungen hervorzurufen«. (Jahrbuch f. Psychoanalyse, I. Band, 2. Hälfte.) »Phantasie und Mythos.« (Jahrbuch, II. Band, 2. Hälfte.) »Symbolik des Erwachens etc.« (Jahrbuch, III. Band, 2. Hälfte.) »Über Symbolbildung« (Ibidem.)

analytische Bestätigung ermutigt, wage ich es, einen Schritt weiter zu gehen und die Frage aufzuwerfen, ob es denn reiner Zufall ist, daß im Ödipus-Mythos sowohl, als auch in der von unserem Philosophen gleichfalls zitierten Edda-Sage das Realitätsprinzip durch Männer ⟨Ödipus, Wotan⟩, das Lustprinzip durch Weiber ⟨Jokaste, Erda⟩ dargestellt wird? Der Psychoanalytiker ist nicht gewohnt, voreilig beim »Zufälligen« Zuflucht zu nehmen, und wird eher geneigt sein, dem Griechen- und Germanenvolke sowohl, als Sophokles und Schopenhauer die unbewußte Kenntnis von der psychischen Bisexualität eines jeden Menschen zuzumuten. Schopenhauer sagt ja geradezu, daß die meisten Menschen den Ödipus und die Jokaste in sich tragen. Nicht schlecht würde zu dieser Deutung stimmen, daß nach alltäglicher Erfahrung die Verdrängungsneigung, also das Lustprinzip tatsächlich beim Weibe, die Fähigkeit zu objektiver Urteilsfällung und zum Ertragen schmerzlicher Einsichten, d. h. das Realitätsprinzip, im allgemeinen beim Manne vorherrscht.

Der durch individualpsychologische Erfahrungen geschärfte Blick wird in der Tragödie des Sophokles gewiß noch zahlreiche bedeutsame Symbole entdecken und lösen können. Ich will nur noch auf zwei sehr auffallende hinweisen, beide von der Kategorie der »Somatischen Symbolphänomene« Silberers, in denen sich also körperliche Zustände widerspiegeln. Da ist gleich der Name des tragischen Helden Ödipus, der im Griechischen ⟨οἰδέω = schwellen, πους = Fuß⟩ Schwellfuß bedeutet. Diese anscheinend sinnlose, ja befremdende Namengebung verliert sofort diesen Charakter, wenn wir wissen, daß in Träumen und Witzen sowohl, als auch in der fetischistischen Verehrung des Fußes oder in der neurotischen Angst vor diesem Gliedmaß, ihm symbolisch die Bedeutung des männlichen Gliedes zukommt.

Daß dieses Glied im Namen des Helden als geschwellt vorgestellt wird, wird durch dessen Erectilität genügend erklärt. Übrigens kann es uns nicht Wunder nehmen, daß der Mythos den Menschen, der die als ungeheuerlich, aber gewiß auch als übermenschlich gedachte Leistung des Geschlechtsverkehrs mit der Mutter vollführte, ganz und gar mit einem Phallus identifizierte.

Das andere somatische Symbolphänomen ist die Selbstblendung des Ödipus zur Strafe seiner unbewußt begangenen Sünden. Der Tragöde gibt zwar die Erklärung für diese Strafe: »Was noch sollt' ich sehen«, »was ist mir noch Blickes, noch Wunsches wert«, läßt er den Ödipus ⟨nicht ganz unzweideutig⟩ ausrufen. Gewisse psychoanalytische Erfahrungen aber, bei denen die Augen regelmäßig als Symbol der Geschlechtswerkzeuge gedeutet werden mußten, gestatten es, daß ich die Selbstblendung als Verschiebung der eigentlich gemeinten Selbstentmannung des Ödipus, also der hier viel verständlicheren Talionstrafe deute. Auf die entsetzte Frage des Chors aber: »Wie vermochst du dein Gesicht — So auszulöschen? Welcher Gott empörte Dich,« antwortet der Held:

»Es war Phöbos, teurer Mann, Phöbos war's
Der all dieses mir, dies Leid all vollbracht.«

Also der Sonne, dem typischesten Vatersymbol*, durfte der Held nicht mehr in die Augen sehen, was eine zweite Determinante der Entstellung der Kastrationsstrafe zur Blendung abgegeben haben mag**.

Haben wir uns einmal diese Deutungen zu eigen gemacht, so muß in uns die Verwunderung darüber aufsteigen, daß es der Volksseele gelungen sein soll, in diesem Mythus die — allerdings entstellte — Erkenntnis vom bedeutsamsten Inhalte, dem Kern-Komplexe des Unbewußten (d. h. dem Elternkomplex) mit der allgemeinsten und umfassendsten, zwar nur symbolisch ausgedrückten Formel des psychischen Geschehens zu verdichten. Unsere Verwunderung macht aber dem Verständnis Platz, wenn wir erst aus den grundlegenden mytho-psychologischen Arbeiten Otto Ranks die Arbeitsweise der dichtenden Volksseele erfassen gelernt haben. Rank zeigte uns an einem schönen Beispiele***, daß der einzelne Dichter »vermöge seiner eigenen Komplexbetonung zur Verdeutlichung und Unterstreichung gewisser Züge eines überlieferten Stoffes gelangt«, daß aber auch die sogenannten Volksproduktionen als das Werk zahlreicher oder zahlloser Einzelindividuen zu betrachten sind, die als Urheber, Fortpflanzer und Ausschmücker einer Überlieferung zu denken sind. »Nur geht hier« — sagt Rank weiter — »die Erzählung durch eine Reihe, offenbar in ähnlicher Weise eingestellter Individualpsychen hindurch, von denen jede in der gleichen Richtung an der Hervorbringung der allgemein-menschlichen Motive und der Abschleifung manches sie störenden Beiwerks oft generationenlang arbeitet«.

Nach der doppelten Deutung des Ödipus-Mythos können wir uns den von Rank geschilderten Kristallisierungsprozeß unseres Mythos etwa so vorstellen:

Bedeutsame aber unbewußte psychische Inhalte (Agressive Phantasien gegen den Vater, Libido zur Mutter mit Erectionsneigung, Angst, daß der Vater die sündhafte Absicht mit der Kastrationsstrafe ahnden würde) verschafften sich, jeder für sich, indirekte symbolische Vertretungen im Bewußtsein aller Männer. Menschen

* Freud, Nachtrag zur Analyse Schrebers (Jahrbuch f. Psychoanal. III. Bd.).

** Dem praktisch geübten Psychoanalytiker werden diese Symboldeutungen sofort einleuchten, da er sie in seinen Traumanalysen ungezählte Male bestätigt finden kann. Während der Durchsicht dieser Arbeit erhielt ich aber von Herrn O. Rank die Mitteilung, daß die Richtigkeit sowohl der hier versuchten Deutung des Namens Ödipus wie auch der sexualsymbolischen Erklärung der Selbstblendung sich auch aus vergleichend-mythologischen Studien mit Sicherheit ergibt. In seinem soeben erschienenen Werke »Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage (Verl. von Deuticke, Wien, Leipzig 1912) werden diese Deutungen mit reichem Tatsachenmaterial belegt, das deren Annahme auch dem Nichtanalytiker ermöglicht.

*** O. Rank »Der Sinn der Griselda-Fabel«. (Imago, Zeitschrift f. die Anwdg. der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. I. Jahrg., Heft 1).

mit besonderen schöpferischen Fähigkeiten, die Dichter, verliehen diesen universellen Symbolen Ausdruck. So dürften zunächst einzeln, von einander unabhängig, die mythischen Motive der Aussetzung durch die Eltern, des Sieges über den Vater, des unbewußten Verkehrs mit der Mutter, der Selbstblendung entstanden sein. Im Laufe der von Rank wahrscheinlich gemachten Wanderung der Mythen durch unzählige dichterische Individualpsychen kam es sekundär zur Verdichtung der Einzelmotive zu einer größeren Einheit, die sich dann als dauerhaft erwies und die sich ziemlich gleichartig bei allen Völkern und zu allen Zeiten neu bildet*.

Es ist aber wahrscheinlich, daß, wie in diesem, so auch in jedem anderen Mythos, ja vielleicht bei der geistigen Produktion überhaupt, der Tendenz, psychischen Inhalten Ausdruck zu verleihen, auch die unbewußte Absicht parallelläuft, die bei der Bewältigung dieser Inhalte betätigte seelische Funktionsweise zur Darstellung zu bringen**. Erst diese letzte Verschmelzung ergäbe dann den fertigen Mythos, der, ohne an seiner Wirkung auf die Menschen je etwas einzubüßen, jahrhundertelang unverändert überliefert wird.

So der Ödipus-Mythos, in dem nicht nur die tiefstverdrängten Gefühl- und Gedankenkomplexe des Menschen, sondern auch das Spiel der seelischen Kräfte bildlich dargestellt wird, die sich beim bewußten Bewältigenwollen solcher Inhalte, und zwar nach Geschlecht und Individualität verschieden, betätigen.

Für die Richtigkeit dieser Deutung mögen einige Stellen der Tragödie selbst Zeugenschaft ablegen***:

»... Ödipus: Wie? Muß der Mutter Bette mich nicht ängstigen?

Jokaste: Was soll der Mensch doch fürchten, den das Ohngefähr
Beherrscht und nirgends klares Vorgefühl regiert?
Er lebt am Besten leicht dahin, wie er's vermag†.
Und du erschrick nicht vor der Mutter Brautgemach.
Wohl viele schon der Menschen sah'n in Träumen sich
Der Mutter zugelagert. Doch wer alles dies
Für nichtig achtet, trägt allein das Leben leicht.«

— — — — — — — — — — — —

* S. dazu: Rank, Mythos von der Geburt des Helden. (Schriften zur angew. Seelenkunde. V. Heft. Deuticke, Wien).

** Silberer, dem die Begriffsbestimmung der funktionalen Symbolik zu verdanken ist, zitiert eine lange Reihe von Mythen und Märchen, die sich in materielle und funktionale Symbolphänomene auflösen lassen. (»Phantasie und Mythos«, Jahrbuch für Psychoanalyse, II. Band, 2. Heft).

*** Sophokles. Übersetzt von G. Thudichum. (Leipzig. Reclam).

† Die typographischen Hervorhebungen sind vom Ref.

»Jokaste (zu Ödipus, der, nach der schrecklichen Wahrheit forschend, den einzigen Zeugen des Frevels zu sich beschiedet):
. . . Merke nicht darauf und dem
Was sie gesprochen, sinne nicht vergebens nach.
Ödipus: Das sei mir ferne, daß nicht nach diesen, mir
Gebot'nen Zeichen, mein Geschlecht enthüllen soll!
Jokaste: Nein, bei den Göttern, so gewiß dein Leben dir
Lieb ist, ergründ' es nicht! — Genug ist meine Qual!«

— — — — — — — — — — — —

Jokaste: Und dennoch folg' mir! Tu' es nicht! Ich bitte dich.
Ödipus: Ich folge nicht dir, eh' ich klar das alles weiß.
Jokaste: Und wohl es meinend, nur das Beste rat' ich dir.
Ödipus: Doch eben dieses Beste quält mich lange schon.
Jokaste: Unsel'ger, daß du nie erkenntest wer du bist.

— — — — — — — — — — — —

Ödipus: Es breche, was da brechen mag, ich aber will
Auch wenn es klein ist, mein Geschlecht ergründet sehen.

— — — — — — — — — — — —

Der Hirt (der mit der Tötung des neugeborenen Ödipus betraut war, ihn aber seinerzeit aussetzen ließ):
Weh' mir, nun soll ich sagen das Entsetzliche!
Ödpus: Und ich es hören. Doch es muß gehöret sein!

— — — — — — — — — — — —

»Die Jokaste in uns«, wie Schopenhauer sagt, das Lustprinzip, wie wir es ausdrücken, will also, daß der Mensch »leicht dahinleben soll, wie er vermag«, daß er die Dinge, die ihn ängstigen, »für nichtig achte« (unterdrücke), z. B. Phantasien und Träumen vom Tode des Vaters und vom Geschlechtsverkehr mit der Mutter mit der oberflächlichsten Motivierung alle Bedeutsamkeit abspreche, auf unangenehme und gefährliche Reden nicht achte, dem Ursprung der Dinge nicht nachgehe, besonders aber warnt es davor, daß der Mensch erkenne, wer er ist.

Das Realitätsprinzip aber, der Ödipus in der Menschenseele, läßt sich durch die Lockungen der Lust nicht davon abhalten, auch der zunächst bitteren oder gar entsetzlich wirkenden Wahrheit auf den Grund zu gehen, es schätzt nichts so gering, daß es einer Prüfung nicht wert wäre, es schämt sich nicht, selbst in den abergläubischen Vorhersagen und Träumen den wahren psychologischen Kern zu suchen, und lernt es ertragen, daß im Innersten der Seele aggressive und sexuelle Instinkte hausen, die selbst vor den Schranken nicht halt machen, die die Kultur zwischen dem Sohne und seinen Eltern errichtet hat.

Vom wahren Wesen der Kinderseele.

In gewisser Art lernen wir mehr von den Kindern, als die Kinder von uns. Wer ein Auge hat, lernt hier den Menschen. Wenn die Sonne aufgeht, kann sie der Blick umfassen. — Wer kann in sie sehen, wenn es hoch Mittag ist?
Th. Hippel.

Hat die vorliegende Zeitschrift es sich zur Aufgabe gestellt, die Ergebnisse der psycho-analytischen Forschung auf alle Gebiete der Geisteswissenschaften anzuwenden, um so Aufschlüsse zu geben für manches psychische Geschehen, das bisher unerklärlich schien, so hieße es, auf halbem Wege stehen bleiben, wollte sie sich mit der Durchleuchtung des Seelenlebens des Erwachsenen begnügen. Die psycho-analytische Therapie zeigt klar den Zusammenhang auf, der regelmäßig zwischen den Symptomen neurotisch Erkrankter und deren infantilen Erlebnissen statthat, ja wie gewisse Eindrücke aus der frühesten Kindheit geradezu bestimmend werden für spätere Krankheitserscheinungen. Aber diese Erinnerungsspuren aufzudecken und bis an ihre Wurzel zu verfolgen, ist eine mühevolle Arbeit, die vom Arzte wie vom Patienten unendliche Geduld erfordert. Die Tatsache dieser Verknüpfung von Gegenwart und Vergangenheit, die sich dem Analytiker täglich aufdrängt, legte die Vermutung nahe, daß auch für die Entwicklung des körperlich und geistig Gesunden ganz bestimmten Ereignissen in der Jugend infolge starker Gefühlsbetontheit ein entscheidender Einfluß zukommt. Die Erinnerung an solche Erlebnisse geht nicht selten im Laufe der Jahre verloren oder entbehrt zumindest jedes Zusammenhangs mit dem übrigen Gedächtnisschatze, aber ihr Eindruck wirkt nach in jenen kleinen Eigenheiten, von denen keiner frei ist und die geradezu das Individuum vom Genus unterscheiden. Welcher Art die infantilen Erlebnisse sind, denen eine so bedeutende Rolle für die Charakterbildung des Menschen zufällt, läßt sich durch die Beobachtung des Kindes ermitteln. Hiebei stehen uns zwei Wege zu Gebote: der eine, der Rückblick in die eigene Jugend, wie wir ihn die Dichter in ihren autobiographischen Werken gehen sehen, ist deshalb so schwierig, weil Eitelkeit und falsche Scham nicht selten die Erinnerung dort abbrechen lassen, wo sie der Selbstbeobachtung peinlich wird und Beschönigung der Wahrheit heischt. Der zweite weist uns auf die unermüdliche objektive Beobachtung der Kinder unserer Umgebung. Dieses Mittels haben sich die Psychologen von dem Augenblicke an bedient, da man sich der großen Wichtigkeit der Entwicklung der kindlichen Seele für das spätere Leben bewußt geworden. Allein sie begnügen sich in der Regel nach wie vor, mit größter Genauigkeit aufzuzeichnen, wann die ersten Tränen des Kindes, wann das erste Lächeln sich gezeigt; sie führen gewissenhaft Buch über die zunehmende Tätigkeit der Sinnesorgane, über Erwerbung und Bereicherung des Wortschatzes, über Erinnerungsvermögen und Phantasietätigkeit; aber sie künden nichts davon, welch intensives Interesse das Kind seinem eigenen Körper und dessen Funktionen entgegenbringt, wie gerade hiefür die ersten Wortbildungen auftreten und wie die Phantasie ihre Flügel regt, wenn das Kind auf die Frage nach der Her-

kunft der Kinder gestoßen ist. So entbehren fast alle Schriften über die Kinderseele jenes Gebietes, das im realen Leben gerade den breitesten Raum beansprucht und das dem Kinde die Bezeichnung »aufgeweckt«, »frühreif« einträgt. Diese tiefsten Regungen der Kinderseele verraten sich der Außenwelt durch jene entzückenden Raketen des kindlichen Geistes, für die wir kein besser Wort kennen als »Kindermund«; sie sind die Offenbarungen des Genies, das in jedem Kinde wohnt, solange es noch keine Verdrängung kennt, solange ihm Rücksichtnahme und Verstellung ebenso fremd sind wie Scham und Ekel. Daß aber solche Gedanken wie leuchtende Fäden des Kindes ganzes Tagewerk, sein Spiel, durchziehen, können wir leicht erkennen, sobald wir uns nur Mühe geben, seinem Treiben weniger Einhalt zu tun, als dies gemeiniglich Gepflogenheit ist. In dem Spiel des Kindes spiegelt sich das Milieu, in dem es aufwächst, bald nur in zarten Umrissen, bald grotesk verzerrt durch die naive Auffassung der infantilen Psyche. Wie sich das Kind jedes Vorkommnisses in seiner Umgebung bemächtigt, wie seine Phantasie es ausschmückt, sein Gefühlsleben dazu Stellung nimmt, das sollen in den vorliegenden Blättern Wort und Handlung des Kindes selbst erweisen. In diesen Aufzeichnungen möge die Kinderseele unverhüllt vor den Leser treten, daß er ihr wahres Wesen erschaue und begreife!

Bei der Beobachtung der Reaktion des infantilen Geistes und Gemütes auf die Umwelt werden sich aber nicht nur wertvolle Beziehungen zum Seelenleben des erwachsenen Individuums ergeben, sondern auch zur Kindheit der Völkerseele, ihrer Vorstellung von Gott und Welt und ihrem Vermächtnisse an die Nachwelt, ihrem Märchen- nnd Sagenschatz.

Und noch einen Gewinn erhoffen wir von dem in die Tiefe schürfenden Studium der Kinderseele. Es soll dazu beitragen, den Vorwurf zu entkräften, der oft gegen die Psychoanalyse erhoben wird, sie trage künstlich und suggestiv Beziehungen in das psychische Geschehen, die dem Kinde, wenigstens dem normalen, fremd seien. Die unentstellte Wiedergabe der Äußerungen der infantilen Seele wird die Unhaltbarkeit jener Einwände besser bezeugen, als die geistvollste Theorie es imstande ist.

Und vielleicht wird auf diesen neuen Bahnen das Ziel erreicht, das vor mehr denn 100 Jahren der schottische Philosoph Th. Reid in der Einleitung zu seiner Abhandlung »An inquiry into the human mind on the principle of common sense« als das vornehmste aller philosophischen Betrachtungen bezeichnet: »Wenn es möglich wäre, von allem, was in der Seele des Kindes vor sich gegangen ist — vom Anfange seines Lebens und seiner Empfindungen bis zum Gebrauche seiner Vernunft eine klare und vollständige Geschichte zu erhalten, eine Geschichte, aus der wir erfahren würden, wie unsere wachsenden Fähigkeiten tätig sind, wie sie alle Begriffe und alle Gefühle erzeugen und entwickeln, die wir im Alter der Reflexion vorfinden, so wäre das eine Errungenschaft für die Naturgeschichte, die wahrscheinlich mehr Licht über die Fähigkeiten des Menschen verbreiten würde, als alle Systeme der Philosophen, die je über diesen Gegenstand geschrieben haben.« Dr. H. v. Hug-Hellmuth.

DAS KIND UND SEINE VORSTELLUNG VOM TODE.

Es gibt in der Fülle der Erscheinungen des menschlichen Lebens keine, die nicht auch dem Kinde bedeutsam würde. Insbesondere sind Anfang und Ende des Lebens, Eintritt und Hingang des Einzelnen die nie

versiegende Quelle aller Wie und Warum des Kindes. Einmal bei dem ewigen Lebensrätsel angelangt, bleibt dieses im Spiel und Ernst das Ziel alles Forschens. Denn mit Leben und Tod verknüpfen sich ihm Liebe und Haß, Grausamkeit und Mitleid. Das kleine Kind, das lachend den Wurm zertreten hat, nimmt ihn mit behutsamen Fingern auf, um die zuckenden Glieder wieder zu vereinigen, und ist ehrlich betrübt, da sein Beginnen erfolglos bleibt. So stark ahnt das Kind die seelische Übermacht des Menschen über jegliche andere Kreatur, daß es ohne weiteres sich selbst Macht über Leben und Tod zuschreibt. Ihm bedeutet Todsein einmal einen Schlafzustand, aus dem geweckt zu werden, ein Leichtes ist, ein andermal ein Entferntsein, das zu ändern im Willen des Menschen liegt. Diese freundliche Auffassung des Todes stammt zum großen Teil aus den Märchen, die Schrecken und Grausamkeit stets durch ein glückliches Ende versöhnen; wird doch der Held oder die Heldin alsbald wieder wachgeküßt aus dem Tode von einer guten Fee, einem schwertbewaffneten Ritter, und Leid und Trauer wandeln sich in Hochzeitslust und Freude. Und wenn eine Märchengestalt nicht wieder aufersteht von blutigem Sterben, so sieht darin die kindliche Phantasie die gerechte Strafe für arge Missetaten; daher der Schauer gewisser nervös veranlagter Kinder vor dem Tode, wenn sie sich eines Unrechts schuldig fühlen. Solche grüblerische Todesphantasien über die eigene Person scheinen im allgemeinen im zarten Kindesalter nicht allzu häufig aufzutreten und weisen wohl auf Keime einer Psychoneurose hin; doch fehlt im Leben keines Kindes der Augenblick, da ihm eine Ahnung kommt, daß es von der allgemeinen Gesetzmäßigkeit von Leben und Sterben nicht ausgeschlossen ist. Lange aber bedeutet, sogar noch neben dieser Erkenntnis, der Tod kein Ende in tragischem Sinne, sondern bloß eine zeitweise vorübergehende Trennung. Und deshalb ist dem Kinde der Wunsch, eine Person, aus deren Anwesenheit ihm Beschränkung seiner Freiheit oder eine Einbuße der Liebe Dritter droht, möge sterben, weder fremd noch ungeheuerlich. Als mein fünfjähriger Neffe Max erfuhr, der Hausbesorger, der Haus und Garten einer uns befreundeten Familie besorgte, sei gestorben, kam er mit dem Freudenrufe nach Hause: »Juchhu, der alte Brummbär ist gestorben; jetzt kann ich mit meinem Leiterwagen im Garten herumfahren, wie ich will!« Wie die eifersüchtige Regung, die Furcht, durch ein neugeborenes Geschwisterchen in der Liebe der Eltern verkürzt zu werden, in Ablehnung desselben und in Todeswünschen auf dieses sich ausdrückt, hat Freud in seiner Traumdeutung* in mehreren Beispielen aufgezeigt. Das Kind kennt in diesem Alter noch keine altruistischen Gefühle, es kennt und lebt nur sich selbst, ohne daß uns diese egozentrische Lebensauffassung verletzen könnte; denn ihr fehlt die bewußte Absichtlichkeit des Egoismus der Erwachsenen. Weit peinlicher schon berührt es uns, wenn ein fast 14jähriges Schulmädchen die Kunde vom Ableben ihrer Lehrerin und von der Beteiligung der Schuljugend an dem Leichenbegängnisse mit den Worten entgegennimmt: »Bravo, das ist gescheit; da fahr' ich auch mit hinaus!« sind wir doch gewohnt, daß in diesem Alter die erziehlichen Einflüsse bereits tiefer Wurzel gefaßt haben. Gleichwohl sind solche Äußerungen mehr als Ausdruck jugendlicher Unüberlegtheit als sittlicher Roheit aufzufassen; am wenigsten aber haben sie mit Undankbarkeit etwas zu schaffen. Ein unverhofft schulfreier Nachmittag ist immer ein köstlicher Gewinn, mag der Anlaß auch ein trauriger sein. Der Er-

* Traumdeutung. III. Aufl. pag. 182, 183.

wachsene legt nur zu gern den Maßstab, nach dem er Gesinnung und Tun der gereiften Menschen mißt, auch an das Wollen und Handeln der Jugend an. An dieser Einseitigkeit des Urteils scheitert das Verständnis für das infantile Geistes- und Gemütsleben, sie macht jede Rückerinnerung an die eigene Kindheit unmöglich und deshalb stößt auch unter allen Problemen, welche die Freudsche Lehre behandelt, neben dem der kindlichen Inzestgedanken keines auf so erbitterte Abwehr seitens der Kranken und der Gesunden wie das der infantilen Todeswünsche gegen Eltern und andere dem Kinde nahestehende Personen. Obwohl Freud* in klaren Worten aufzeigt, wie weit die Auffassung des Kindes vom Begriffe des Totseins von der wahren Bedeutung entfernt ist, will weder Laie noch Fachmann dies anerkennen. Der Gedanke, wenn auch nur als unverständiges Kind gegen einen geliebten Menschen Todeswünsche genährt zu haben, wirkt auf die meisten so unendlich peinlich, daß der Widerstand, der sich gegen eine solche Gedankenkette erhebt, jede Einsicht unmöglich macht.

Umso erfreulicher mutet es einen daher an, bei einem Autor, dessen Buch keineswegs auf Freudschen Lehren fußt, eine schöne Bestätigung dessen zu finden, wovon die Mehrheit nichts wissen will. E. und G. Scupin** verzeichnen in dem Tagebuch, das sie über die seelische Entwicklung ihres Söhnchens geschrieben, wertvolle Nota über das Verhältnis des Kindes zum Tode. Sie verschleiern nichts und verschweigen nichts, sie schildern das Kind mit all seinen liebenswürdigen Unarten und all den wunderlichen Einfällen, die nur in den ersten Lebensjahren in so erstaunlicher Fülle produziert werden.

Zum erstenmale stößt der kleine Ernst Wolfgang auf den Begriff Tod, als er im Alter von 3 Jahren, 6 Monaten von den Eltern zu einem Friedhofbesuch mitgenommen wird. Im Tagebuch findet sich hierüber folgende Stelle:

»2. Nov. 1907. Auf den Kirchhof mitgenommen, zeigte Bubi auf die Gräber: ‚Was sind denn das für Haufen?' Ihm wurde nun kurz erklärt, daß kranke Menschen manchmal sterben, d. h. nicht wieder erwachen und daß man sie hier unter Gras- und Blumenhügel bette, damit sie ruhig schlafen könnten. Das interessierte den Jungen, an jedem Grabe hielt er still und fragte: ‚Wer schläft denn dort und wer schläft dort?' Übrigens wollte er sich mit dem von uns Gesagten keineswegs zufrieden geben, Bubi glaubt nicht gern, er will sehen, und so bat er inständig, indem er auf ein Grab zeigte: ‚Mama, Du kannst mal ausgraben, ja?«

Einen Monat später, am 5. Dez., will der kleine Junge, der wegen des Anknabberns eines Brotlaibes eine »kleine Maus« gescholten worden, von dieser Bezeichnung durchaus nichts wissen, weil »die Maus in die Falle eingesperrt und tot ist«,

»22. März 1908. Ganz plötzlich macht sich das Kind Gedanken über Tod und Sterben. Es sagte: ‚Und wenn wir tot sind, können wir da bloß so leise sprechen?' Hier flüstert es ganz leise einiges vor sich hin. Dann folgte die noch seltsamere Frage: ‚Wenn man sterbt, werden da die Haare ausgerissen?' Sie erklärt sich aber daraus, daß das Kind häufig in der Küche zugesehen hat, wie totem Geflügel die Federn ausgerupft wurden, so daß es nun von der Behandlung toter Tiere auf die toter Menschen schloß.« Ich kann dem Ehepaar S. nicht beipflichten in der An-

* Freud, Traumdeutung. III. Aufl. pag. 183 ff.
** E. u. G. Scupin, Bubi im vierten bis sechsten Lebensjahre.

nahme, das Kind mache sich plötzlich Gedanken über Tod und Sterben. Offenbar hatte jener erste Friedhofsbesuch einen nachhaltigen Eindruck auf die aufnahmsfähige Kindesseele gemacht und sich mit all den früheren Erlebnissen in der Küche und dem täglichen Anblicke det ausgestopften Vögel in Vaters Studierzimmer (S. ist am Zoologischen Institut in Breslau beschäftigt) verwoben, bis schließlich das Kind seinen Gedanken Worte verlieh.

»4. April. Für leidende Tiere hat der Knabe immer großes Mitgefühl, also auch solchen gegenüber, die von den Menschen gegessen werden. Z. B. sah er auf dem Abendbrottisch einen Teller mit Kieler Sprotten; und auf sein Befragen wurde ihm in großen Zügen etwas vom Fange der Fische erzählt. Das Schicksal der Tiere ging ihm nun so zu Herzen, daß er in größter Erregung auf die bösen Männer schalt, die solch niedliche Fische gefangen hatten; dabei entwickelte er eine recht grausame Phantasie: ‚Das sind aber unatjen Männer, wenn se die amen Fischerle so tot machen — da hau' ich se aber und szersäg' se und schneid'n Kopp ab und de Brust und de A(r)men und szerstech'n de Augen und die Stückeln schmeiß' ich ins Wasser, und da kommen die Swän (= Schwäne) und fressen se auf . . .' Schließlich bat er uns mit fast versagender Stimme, wir sollten doch ja nicht weiter Sprotten essen, damit die Fischlein wieder ‚lebendem' (= lebendig) würden. Er glaubte wohl, daß sie, ins Wasser gesetzt, wieder weiter schwimmen würden, denn der Begriff ‚tot' ist ihm noch unfaßlich, das ging auch aus folgender Begebenheit hervor: Er lief mit seinem Gewehr in der Wohnung umher und schoß alle und alles tot, zur Mutter aber sagte er liebevoll: ‚Ich schieß Dich bloß bissel tot, Mama, bloß bissel — da kannst Du bloß lamsam laufen.« Tot sein bedeutet also bei Bubi eine Herabminderung der Lebensfunktionen, also z. B. nicht mehr laufen und essen und nur noch ganz leise sprechen können.« (cf. 22. März 1908.) Durch die Bemerkung, daß Mama dann nur langsam laufen könne, drückt der Kleine wohl den Wunsch aus, größere Freiheit zu allerlei Schelmenstreichen zu erkaufen durch die verminderte Behendigkeit der Mutter, sobald sie ‚ein bissel tot geschossen' ist.

»4. Mai. Bubi hat eine kleine Fliege am Fenster zerdrückt und amüsierte sich höchlich darüber; die Mutter erzählte ihm nun von der armen Fliegenmama, die nun ihr Kind tot auffinden und deshalb jammern werde. Bubi sagte dann mit erstickter Stimme: ‚Wenn noch ein kleines Fliegenkind kommt, da laß' ich's aber!' . . . Als er später einen stechenden Schmerz im Finger empfand, glaubte der kleine Fliegentöter in seinem Schuldbewußtsein, die Fliegenmama sei heimlich gekommen und habe ihm wehtun wollen, weil sie ihr Kind tot aufgefunden.«

Die chronologische Reihenfolge unterbrechend, führe ich hier ein analoges Erlebnis aus Bubis sechstem Lebensjahre an:

»28. Juni 1909. Bubi sah auf dem Fensterbrett eine tote Fliege liegen und machte uns darauf aufmerksam. Dieser Anblick reizte ihn wohl, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, eine herumsurrende Fliege zu fangen und sie mit den Fingern so zu drücken, bis sie ebenso still da lag, wie die andere. Mit verlegener Miene und der Röte des Schuldbewußtseins auf den Wangen, sagte er uns, was er soeben getan hatte: er wurde gescholten und ermahnt, nie wieder ein Tier zu töten, das ihm nichts zuleide getan. Nach einer Weile zupfte er die Mutter heimlich am Ärmel, deutete auf die von ihm getötete Fliege, auf der jetzt zufällig eine winzig kleine Fliege herumkroch,

und fragte mit vor Erregung fast versagender Stimme: ‚Is das epwa (= etwa) das Kindelfliege und weint das, weil es denkt, daß seine Mama tot is?' Die Mutter bejahte ernst, da umhalste sie Bubi heftig, drückte in plötzlicher Zärtlichkeitsaufwallung sein Gesicht an das ihre und suchte seiner vorquellenden Tränen Herr zu werden. Das Schicksal des verwaisten Fliegenkindes beschäftigte ihn noch lange; als die kleine Fliege sich dann auf die Nachbarscheibe begab, fragte er, ob sie jetzt den Fliegenpapa suchen ginge, oder ob der etwa auch schon tot tei, worüber wir ihm tröstliche Auskunft gaben.« Diese beiden Erlebnisse zeigen, wie die gelegentlichen Todeswünsche gegen die Mutter zur unbewußten Quelle von Mitleid und Reue werden.

»26. Juli 1908. Wie ahnungslos das Kind noch den Erscheinungen des Todes gegenübersteht, geht auch aus folgendem hervor: Bubi schoß mit seiner Holzpistole wieder einmal alles tot, und bei dem Worte ‚tot' fiel ihm wohl das Wort ‚gestorben' ein, denn er sagte: ‚Wenn wir wieder mal auf den Kirchhof gehen, da schieß ich die Leute alle tot, die im Grabe sind und gestorben sind; das wern se schon hören, wenn ich sie tot schieße, und das so'n Krach macht.' Bei dieser Gelegenheit wurde auch erwähnt, daß die Toten in ihrem Bett, dem Sarg, so fest schliefen, daß sie nie wieder aufwachen können; Bubi fragte nun, ob Kinder, die tot seien, auch in so einer ‚Schachtel' lägen und fest schliefen, und — als wir bejahten: ‚Können sie da auch rumrackern?' Wenn Bubi nämlich morgens nicht mehr schlafen will, pflegt er im Bett herumzurackern, und da glaubt er, wenn die toten Kinder einmal gerade nicht schliefen, würden sie auch in ihrem Bett Allotria treiben. Sehr ernst sagten wir ihm nun, das sei sehr schlimm; wenn ein Kind stürbe, dann wache es nicht mehr auf; und die Mutter weine sehr, weil sie kein Kind mehr habe. Bubi hörte aufseufzend zu, dieser Schluß befriedigte ihn gar nicht, endlich fand er eine glückliche Lösung, er rief: ‚Nu, da können doch die Männer den Sand wegschaufeln und die Blümchen rausreißen vom Grab und das Bübchen wieder der Mama verkaufen, — da hat sie doch wieder sein Kind!' Von der ganzen Todesidee war ihm ersichtlich weitaus der Gedanke am unerträglichsten, daß ein Kind von seiner Mutter getrennt sein und diese weinen würde.« Zum erstenmale tritt hier eine deutliche Identifikation des Toten mit dem eigenen Ich auf, indem der kleine Junge spontan vom »Bübchen« spricht, das im Grabe liegt, während beim Tode des Fliegenkindes der Gedankengang zwar derselbe ist, sprachlich aber nicht zum Ausdruck kommt.

Wie innig bei dem Kleinen die Todesphantasien mit einer starken sadistischen Neigung verknüpft sind, zeigen gleich den erwähnten Aufzeichnungen vom 4. April neuerlich die vom 18. September:

»18. September. So sehr Bubi Blut am eigenen Körper fürchtet, so sehr liebt er es, blutige Dramen zu ersinnen; die meisten Kämpfe, die er in seiner Phantasie bald mit bösen Tieren, bald mit Männern ausficht, endigen damit, daß er den Feinden Wunden beibringt, aus denen ‚viel großes Blut' herauskommt. Heute erregte er sich gegen die Paketfahrtbeamten, die, wie ihm scherzend gedroht worden war, alle herumliegenden Spielsachen eines Abends holen würden, um sie zu einem ordnungsliebenden Kinde hinzutragen. Statt nun aufzuräumen, rollte Bubi die Augen, fuchtelte wild mit den Armen in der Luft herum und drohte: ‚Aber da schieß' ich sie mit meiner Schießpistole tot und schmeiß' sie an die Tür, und dann mach' ich die Tür schnell zu und da sind sie ganz zertwetscht und da kommt viel Blut'.«

»27. September. Angesichts eines Leichenzuges empörte sich der Knabe sehr über den Totengräber, der Erde auf den Sarg schaufeln würde. Diesem Mann mißt er offenbar die Schuld an dem Tode bei, und erst mit der Handlung des In-Die-Erde-Vergrabens verknüpft er die Idee vom wirklichen Todsein, denn das kann er jetzt schon vorstellen, daß tief unter der Erde ein Mensch nicht mehr atmen und leben könne. Sehr aufgebracht rief er: ‚Die alten Gräbnisser (Totengräber) sollen nich immer so ein Grab schaufeln und die alten Leute reintun, da schmeiß' ich aber der Sand weg und die Blumen und laß die Leute wieder raus, und den alten Gräbnisser nehm' ich und schmeiß'n ins Wasser. Und dann kriech' ich auf einer Leiter szum Himmel rauf und schaufle viel Eis in mein Eimerle, weißte, da oben is viel Eis, andermal is viel Eis vom Himmel gekommen (Erinnerung an ein kürzlich erlebtes Hagelwetter) und dann schütt ich das Eis dem bösen Mann auf'n Kopp, und da kriegt er Schnupfen und seine Nase wird blutig, alles blutig, und da is der Gräbnisser ganz tot, und ich schütt' noch mehr Eis, da wird er immer töter!'« Noch immer ist dem Kind »tot sein« ein steigerungsfähiger Begriff, ein Zustand, der gleich dem Schlafen beliebig unterbrochen werden kann. Gleichzeitig erscheint ihm das »Töten« als ein Strafmittel und Racheakt. Der gleichen Auffassung begegnen wir in der Notiz vom

»25. November. Das Mysterium des Todes flößt dem Knaben ein täglich wachsendes Interesse ein; die Vorstellung, daß der Mensch nach dem Tode nicht mehr fühlen und denken solle, ist ihm etwas ganz Unbegreifliches, die Frage: ‚Was sagt denn aber der Mann (beziehungsweise das Tier), weil er tot ist?' kehrt daher immer wieder. Weil Bubi nun das mitunter so Grausame und Schmerzliche des Todes noch nicht begreift, geht er mit dem Worte ‚sterben' und ‚tot sein' sehr unbekümmert um. Das Gleiche wurde bei Lottchen (seiner um einige Monate älteren Cousine) beobachtet, die z. B. aus Ärger, daß ihr Vater sie zur Strafe für Eigensinn nicht zum Spaziergehen mitnahm, ihm wütend nachsah und sagte: ‚Jetzt soll der Papa sterben', natürlich ohne eine Ahnung von der Bedeutung dieser Worte zu haben. Eine ähnliche unbewußte Gemütsroheit beging Bubi heute, als er unwillig war, weil wir ins Theater gingen. Die Mutter fragte scherzend: ‚Was würdest du sagen, wenn ich überhaupt nicht wieder käme?' Da erwiderte er, mit Tränen kämpfend: ‚Nu, da wer' ich 'm Papa sagen, er soll mir eine andere gute Mama heiraten, die nich immer fortlauft.' Die Mutter fragte betrübt, ob sie also eine böse Mama wäre. Da bereute Bubi auch schon seine Worte, und in der Absicht, die Mutter zu trösten und alles wieder gut zu machen, verbesserte er sich: ‚Nein, Mamale, weißte, bloß wennste gestorben bist, und ich bin noch nicht gestorben und der Papa noch nich, da soll der Papa mir eine andere Mama heiraten.' Auch von ‚anderen Papas' hat Bubi schon wie von etwas Selbstverständlichem gesprochen. Man darf hierin nun keinesfalls eine Herzlosigkeit des Kindes suchen, es hängt vielmehr mit größter Zärtlichkeit an seinen Eltern und weinte beispielsweise, als der Vater einmal drei Tage lang verreist war; ist die Mutter einmal für wenige Stunden fortgewesen, dann nehmen die Liebkosungen kein Ende, das Kind umklammert sie und drückt sie viele Male stumm und heftig an sich.« Im weiteren spricht S. die Vermutung aus, die Eltern selbst seien an dieser scheinbaren Gemütsroheit

schuld, da sie bei gelegentlichem Ungehorsam ihres Söhnchens den Wunsch aussprachen, einen anderen Bubi zu holen und ihn wegzuschicken. Mag dies wohl auch mitwirken, so bleibt doch das Entscheidende für den infantilen Todeswunsch gegen die Eltern der Gedanke, durch ihre Abwesenheit der steten Aufsicht zu entrinnen, oder den Eltern zeigen zu wollen: »Wenn ihr mich so oft allein laßt, so mach' ich mir auch nichts aus euch!« Auffallend ist, daß der kleine Ernst Wolfgang, im Gegensatz zu andern Kindern, weit seltener gegen den Vater als gegen die Mutter Todesgedanken hegt. Wenn man aber bedenkt, daß gerade diese viel öfters Gelegenheit hat, hemmend in physisch oder psychisch ungeeignete Spiele des Kindes einzugreifen, so kann es nicht wundernehmen, daß der Wunsch, ungestört zu sein, sich eben gegen sie richtet.

Auch am 8. Dezember beschäftigt sich das Kind intensiv mit dem Tode bei der Betrachtung eines Bildes, auf dem ihm die Familie nicht vollständig erscheint (auf Grund der Wahrnehmung an der eigenen Familie). Alle fehlenden Personen sind für ihn gestorben; wobei er immer wieder die Mitglieder seiner eigenen Familie nennt, die Großmutter, die Tante Olga etc. Schließlich vermengen sich ihm die Personen auf dem Bilde und die der Wirklichkeit derart, daß er plötzlich seine eigene Großmutter für gestorben erklärt. Wenige Tage später (18. Dezember) überträgt er seine Todesphantasien auch auf leblose Dinge, so flüstert er zum Christbaum: »Ja, ja, du bist szersägt, Christelbaum, da biste tot.«

»23. Dezember. Als der Junge heute ein Bild betrachtete, das eine Kriegsszene darstellte, in der ein Soldat gerade einen andern erschossen hatte, ging ihm das sehr zu Herzen, er holte sofort sein Gewehr, legte die Mündung des Laufes genau auf den Kopf des feindlichen Soldaten, drückte den Hahn ab und — atmete erleichtert auf: ‚So jetz hab' ich der auch totgeschossen, weil er den andern Soldaten totgeschossen hat', machte er seinem Gerechtigkeitsgefühle Luft. Und weiter fragte er: ‚Wenn man sterbt, fällt man da plums-pardauz hin?' Als ihm einiges über Krieg und Kriegsgebrauch erklärt wurde, sah er es wohl ein; daß wir Deutschen unser Land verteidigen müßten, holte also seine Bausteinchen, die teils mit roten, teils mit blauen Buchstaben bemalt sind, und spielte Krieg. Auf den Vorschlag, der ihm gemacht wurde, daß nämlich erst die Roten die Blauen totschießen und zuletzt die Blauen über die Roten siegen sollten, ging er nicht ein, denn ‚Wenn die Roten die Blauen schon totgeschossen haben, da können doch nicht mehr die Blauen die Roten totschießen', meinte der Junge ganz logisch.« So mengen sich Phantasie und Wirklichkeit in dem Gedankenleben des Kindes, indem bald die eine, bald die andere die Oberhand gewinnt. Trotzdem ist die Vorstellung des Kindes vom Tode noch immer ungeklärt.

»15. Januar 1909. Der Gummipapagei, der längere Zeit weggeschlossen war, interessiert den Knaben wieder sehr. Er fragte, ob das eigentlich ein gestorbener Vogel sei; er hatte geglaubt, der Gummivogel habe einmal gelebt und sei dann wie Vaters ausgestopfte Vögel präpariert worden. — Den Totenschädel auf Vaters Schreibtisch hat Bubi schon oft gesehen, aber heute stellte er zum ersten Male Fragen darüber: ‚Is das ein Kopp?' (Ja.) ‚Von was is denn der Kopp?' (Von einem Menschen.) ‚Is der Mensch tot?' (Ja!) ‚Sind das die Augen? Die sind ja so groß!' (Es sind die Augenhöhlen.) ‚Wie hat denn der Kopf geheißen?' (Das wissen wir nicht, der Mensch ist schon sehr lange tot.) ‚Warum is der Mann denn gestorben?' (Vielleicht weil er schon alt war.) ‚Stirbt man

da, wenn man alt is?' (Ja, alle Menschen müssen einmal sterben.) ,Is man da im Grabe?' (Ja.) ,Aber wer hat denn der Mann rausgenommen aus'm Grab?' (Man hat vielleicht Erde ausgegraben, um ein Haus zu bauen und dabei den Kopf gefunden.) ,Wo is aber der Knochen, der drin im Bauche is, und in meine Beine sind doch Knochen und hier im Arm auch?' (Die Gebeine liegen vielleicht noch in der Erde.) ,Warum is der arme Mann denn kein Engel worden? Hier is doch der Kopp?' Bubi setzte also einen ganz natürlichen Zweifel darein, daß ein Mensch zugleich im Himmel und zugleich mit einem Teile seines Körpers auf der Erde sein könne, trotzdessen zogen wir vor, ihm statt der als richtig erkannten Erklärung die folgende zu geben, da er sonst mit der Ansicht, die er bald in der Schule vorgetragen erhalten bekommen wird, in Konflikt geraten würde, wir sagten also, der Mann, dessen Schädel hier liege, sei natürlich auch in den Himmel gekommen, wo der liebe Gott ihm alles schön neu gemacht habe, ein Gewand, einen gesunden Leib und Flügel. ,Und ein neuer Kopp?' fragte Bubi begierig; wir bejahten. ,Is das aber ein ganz selber Kopp?' Er meinte damit, ob das Gesicht des Menschen im Himmel noch genau so sei, wie er es auf Erden gehabt hat, damit er auch alle Verwandten und Bekannten gleich wiederfinden könne, und auch dies wurde der Einfachheit halber bejaht.« — Die Gedanken über Tod und Sterben führen bei Kindern häufig zu den ersten Zweifeln an der Wahrheit der Aussagen Erwachsener und zum Grübeln über die religiösen Vorstellungen, wie sie aus gelegentlichen Erzählungen der Umgebung dem Kinde sich aufdrängen.

Die Aufzeichnung vom 19. Februar zeigt die Verwertung der Todesgedanken im Spiele: »Seit Bubi auf den Kirchhof mitgenommen wurde, läßt er häufig seine Spielzeugtiere sterben, um sie dann in Zeitungspapier einwickeln und unter Bausteinen begraben zu können. Er baut dann ein längliches Gehäuse in Grabform und setzt ein Monument in Kreuzform darauf«.

Das Mitleid mit toten Tieren, gleichgiltig ob abgebildeten oder wirklichen, wächst immer mehr; im Kinematographentheater (3. Juni) vergießt er Tränen, als ein Pferd tot umsinkt; ganz besonders äußert sich die Gefühlsregung, wenn sich eine Übertragung auf die eigene Person machen läßt, so in der schon angeführten Szene von dem »Kindelfliege« am 28. Juni.

Von besonderem Interesse wird dem Kind das Todesproblem, als es beginnt, sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, ob es selbst auch sterben müsse:

»19. Juni. Bubi will Baumeister werden! Sehr oft, wenn ihm etwas aufgetragen wird, fragt er, ob das große Baumeister auch täten, bejaht man, so gehorcht er sehr gerne, denn alles was Baumeister tun, ist ihm vorbildlich. Der Knabe hört davon sprechen, daß alle Menschen einmal sterben müßten, er erwiderte, er wolle aber nicht sterben. Nach einer Weile fragte er, ob Baumeister auch stürben, und auf unsere Bejahung hin meinte er: ,Nu, da will ich auch'.«

»21. August. ,Wenn alle Menschen gestorben sind, wird da die Erde weggemacht, und reißen da die Baumeister die Häuser ein, bis wieder bloß Wiese da is, und dann sterben sie auch?'«

Anderseits wird ihm das »Begraben« nur eine Quelle heiterster Lust*; davon berichtet der

* Vgl. Otto Ernst, Aus Appelschnuts Leben und Taten, und Th. Storm, Von Kindern und Katzen und wie sie den Nine begruben. Sämtl. Werke, Bd. III.

»19. August. Wir hatten im Walde fünf neugeborene tote Kaninchen gefunden; das Kind fragte bedrückt: ‚Nimmt der Tier-liebe-Gott die toten Karnickels in den Tierhimmel und leben sie da weiter?' Schließlich bekam er die Erlaubnis, die Tierchen in einer Zigarrenkiste begraben zu dürfen; er schaufelte Erde auf, streute aus eigenem Antrieb Blumen darüber und war so vergnügt, daß er zappelnd vor Freude um das Grab herumtanzte.«

»5. September ...... Ein Mistkäfer krabbelte schwerfällig über den Boden. Glücklich jubelte er, ‚den lieben Mistkäfer' wolle er seinem Bäschen Lottel schenken. Aber er ist noch nicht weit gegangen, da setzt er den Käfer auf den Weg, tritt leicht mit dem Fuße darauf und hebt den breitgequetschten wieder auf. ‚Aber Bubi, der arme Käfer!' ‚Weißte, er krabbelt mir zuviel in der Hand und macht se naß, da tret' ich'n bloß bissel tot, daß er stille liegt, und wenn die Lottel kommt, da wacht er wieder auf!' Über Steine und Baumwurzeln stolpert Bubi, aber liebevoll, behutsam trägt er den toten Mistkäfer weiter. Es befremdete ihn, daß Lottchen seine Freude über den Käfer gar nicht teilte, ihm war es eben der ‚liebe Mistkäfer', und wenn er auch ‚bissel tot' war, dann handelte es sich eben nur um eine Form des Schlafens; Bubi war fest davon überzeugt, daß der Käfer bald wieder munter weiter krabbeln würde.«

So fehlt dem Kinde, das seit zwei Jahren dem Todesproblem nachsinnt, noch immer das richtige Verständnis. Noch immer bedeutet ihm »Totsein« ein zeitweises Stilliegen, Schlafen, ein Entferntsein, das zu ändern in der Macht der Menschen liegt. In dieser Vorstellung aber erblickt das Unbewußte des Jungen gleichzeitig einen Freibrief für die Betätigung seines Sadismus. Grausamkeit gegen Tiere, Todeswünsche gegen nahestehende Personen treten auch hier in der Überkompensation als übergroßes Mitleid mit toten Geschöpfen und den Glauben an die Macht des Menschen über Tod und Leben auf.

Daß weitaus die größte Zahl der Kinder sich in gleicher Weise mit dem Problem des Sterbens abfindet, wie Scupins Söhnchen, dafür sprechen zahllose Kinderworte, von denen ich nur einige hier anführen will; so berichtet eine »Großmama«*: »Rudi kommt auf Spaziergängen mit seinem Fräulein und seinem Bruder Fritz häufig an einem Brunnen vorüber und möchte gar zu gern in diesem Brunnen herumplätschern. Dies wird ihm aber verboten. »Nun,« sagt er, »Fräulein, wenn du, Papa und Mama und Fritz, wenn ihr alle erst tot seid, dann plantsche ich aber tüchtig.« Vielleicht haben wir schon in dem Aussperren von Vater oder Mutter aus dem Kinderzimmer durch gewaltsames Zuhalten der Tür einen Vorläufer solcher Wünsche zu erblicken, für deren Verdeutlichung dem Kinde auf der vorsprachlichen Stufe eben nur Mimik und Geste zu Gebote stehen.

Der egozentrischen Weltauffassung des Kindes entspricht auch das Gefühl der Wichtigkeit der eigenen kleinen Person, die ihm Todesfälle in seiner nächsten Umgebung, ja selbst der Eltern, ihrer Tragik entkleidet; es erblickt in ihnen trotz der Bedrücktheit, deren es sich nicht ganz erwehren kann, zugleich einen willkommenen Anlaß, sich der allgemeinen Beachtung und des Mitleids anderer zu erfreuen, kurz eine Fülle ungewohnter Liebesbeweise zu empfangen. So sind dem Kinde die neuen Trauerkleider von höchster Wichtigkeit; selbst die Leichenfeier verliert wohl von ihrem

* Was Kinder sagen und fragen, mit 26 Zeichnungen von ihnen selbst, gesammelt von einer Großmama. München, R. Piper.

düsteren Charakter und prägt sich dem Gedächtnis als lust- und trauervolles Ereignis zugleich ein. Beweise solch kindlichen Denkens sind Kinderworte*, wie: »Auf dem Schwarzwalde, in der Gegend von B., tragen die Buben eine Tracht mit roten Westen. Casper hat seine erste rote Weste geschenkt bekommen, als bald darauf seine Großmutter starb. Der Vater erklärte, mit der roten Weste könne Casper aber nicht »zur Leich'«. »Ach,« meinte Casper, »wenn ich die rote Weste nit anziehen kann, hernach hab' ich an der ganzen Leich' kein' Freud' mehr!« Wächst das Kind heran und sind ihm bereits gewisse konventionelle Formen anerzogen, so glaubt es, sich bei bestimmten Anlässen zu Gefühlsäußerungen zwingen zu müssen, die seinem einfachen Gemüt noch fremd sind. Hiezu wieder ein hübsches Wort aus »Großmamas« Sammlung**: »Weißt du, Großmama,« sagte Toni eines Tages, »wenn du stirbst, dann weine ich.« — »Ja, warum denn?« — »Ach, das tut man doch so!« Ja, nicht selten erwartet das Kind, daß der Schmerz sich mit gewissen Äußerlichkeiten einstellen müsse. So erzählt Marie v. Ebner-Eschenbach*** in »Meine Kinderjahre«, wie der Tod ihrer heiß geliebten Mutter, insbesondere aber der starre Schmerz der Großmutter an deren Totenbett sie am Morgen tief erschüttert habe; und weiter: »Am Abend spielten wir ganz vergnügt in den Zimmern der Kleinen. Plötzlich entsann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: »Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wiedersehen — warum sind wir denn nicht traurig?« »Warte nur,« erwiderte sie, »wenn erst die schwarzen Kleider kommen, dann werden wir schon traurig sein.«

Von einer gewissen Altersstufe an erscheint es den Kleinen selbstverständlich, daß alte Leute sterben; sie stehen nicht an, gelegentlich die Großeltern auszuforschen, wann sie sterben werden. Und sie stellen die Frage so unbefangen, daß man ihnen nicht zürnen kann. Mein fast sechsjähriger Neffe Max rühmte sich kürzlich in einem Gespräche mit seiner Großtante, wie er als Maschinen-Ingenieur so viel Geld verdienen werde, daß wir dann im eigenen Hause mit einem riesigen Garten wohnen und in einem von ihm konstruierten Auto fahren würden; als seine Großtante erwiderte: »Bubi, ich nicht mehr, da lebe ich schon lange nicht mehr,« meinte er gelassen: »So, na also, dann die Mutti und die Tante Hermin'; natürlich, dann bist du schon gestorben.« Und ein andermal, als er sich, da ich nach Tisch lesend auf der Chaise longue liege, zu mir drängt, rufe ich zu seiner Mutter gewendet: »Schau, ein schönes Bild, Mutter und Kind!« Da meinte er: »O ja, warum denn nicht? Du bist um zwei Jahre jünger als die Mutti; da stirbst du um zwei Jahre später und ich habe dich um zwei Jahre länger.« Auch die »kleine Anna«, von deren frühen Seelenkonflikten Jung † berichtet, quittiert die Erklärung ihrer Großmama, daß sie immer älter werde und dann sterben müsse, mit einem ruhigen »Ja und dann?« Bei diesem Kinde ist der Großmutter Antwort »und dann werde ich ein Engel« zu einem Wegweiser in das rätselhafte Gebiet des Ursprungs der Kinder geworden; denn ihre Erwiderung

* Was Kinder sagen und fragen, etc., pag. 31.

** l. c. pag. 56.

*** M. v. Ebner-Eschenbach, Meine Kinderjahre, pag. 82—85.

† C. G. Jung, Über Konflikte der kindl. Seele, Jhrb. f. psychoan. und psychopath. Forschgn. B. II., pag. 2.

lautet: »Und dann wirst du wieder ein kleines Kindchen?« Mit feiner Kinderlogik fürchtet sie, nachdem ihr die Geburt eines Brüderchens mitgeteilt worden, daß die Ankunft des neuen Erdenbürgers den Tod der Mutter bedinge und »faßte diese um den Hals und flüsterte ihr hastig zu*, »Ja, stirbst du jetzt nicht?« Der versöhnliche Gedanke, der Tod einer Person werde ausgeglichen durch ein neues Leben, zeigt hier seine unfreundliche Kehrseite. Die Kinderphantasie, daß alte Menschen über die Zwischenstation des Engeldaseins als kleine Kinder wiederkommen, gibt für eine kurze Spanne Zeit eine befriedigende Antwort auf die Frage: Woher kommen die Kinder? Deshalb läßt das Kind auch häufig in seiner Vorstellung den Toten zusammenschrumpfen zu den Dimensionen des Säuglings**. Dieser Gedanke entspringt den Wahrnehmungen des Kindes in der Umwelt: unzählige Male sieht es, wie Pflanzen, insbesondere Keime, im Welken zusammenschrumpfen, ebensowenig entgeht es seiner feinen Beobachtungsgabe, daß die Leiber toter Fliegen, Würmer etc. dürr, d. h. kleiner geworden sind.

Überdies unterstützen auch gelegentliche Bemerkungen Erwachsener über religiöse Anschauungen die Meinung des Kindes, der tote Leib müsse sich in Gewicht und Größe den Kräften der Engel anpassen, die ihn in den Himmel zu tragen hätten.

Äußere Veranlassungen und innere Verarbeitung dieser Erlebnisse bedingen im Leben jedes Kindes den Zeitpunkt, in dem es eine Übertragung von fremdem Tod und Sterben auf sein eigenes Ich macht; daß derselbe unter lebhafter Ablehnung erfolgt, findet sich fast regelmäßig und erklärt sich aus der Freude am Dasein, dem Lebensdrange des Kindes. So bittet nach Sully*** ein 3½jähriges Mädchen seine Mutter, einen großen Stein auf seinen Kopf zu legen, da es nicht sterben wolle. Befragt, wie der Stein dies verhindern solle, antwortet es: »Weil ich nicht wachsen werde, wenn du einen großen Stein auf meinen Kopf legst, und die Leute, welche wachsen, werden alt und sterben.« Ängstliche Gemüter erblicken schon in der Beschäftigung des kindlichen Geistes mit Tod und Sterben ein bedenkliches Zeichen für dessen seelische und leibliche Gesundheit; sie vergessen dabei nur, daß gerade dem geistig gesunden Kinde alle Vorgänge in der Umwelt eine Quelle der Luft werden können; solange nur in seiner nächsten Umgebung Lebensfroheit und Gesundheit herrschen, ist ihm der Tod ein Rätsel, dessen Lösung ihm zwar vorbehalten bleibt, ohne allzu grausig zu scheinen.

Als schauriges Mysterium betrachten in der Regel nur ältere Kinder den Hingang eines geliebten Menschen, die durch lang dauernde Krankheit von Vater oder Mutter, und mehr noch, ja hauptsächlich durch wiederholt geäußerte Befürchtungen seitens der Erwachsenen fortwährend an ein nahes Ende gemahnt werden, Kinder, denen der Tod mit Schrecknis unerwartet entgegentritt, oder vielleicht noch solche, die an den eigenen Eltern ganz besonders tiefe seelische Verheerungen durch den Tod einer teueren Person wahrgenommen haben. Aber auch dann ist es eine vage Furcht vor etwas Unbekanntem, das die Stimmung im Hause bedroht, und dem Kinde heiteres Spiel und laute Fröhlichkeit verwehrt. Daß auch dieser Furcht — wie jeder anderen — nicht die libidinöse Wurzel fehlt,

* ibidem pag. 4.
** l. c. pag. 102.
*** Sully, Untersuchungen über die Kindheit, pag. 104.

zeigt das starre Festhalten solcher Kinder am Todeskomplex, der sich zuweilen bis in das reife Alter als besondere Vorliebe für die Friedhöfe erhält. So erzählt Bogumil Goltz* aus seinem zehnten Lebensjahre: ».. in Bezug auf Todtenandacht und Kirchhofsstimmung bin ich wenig oder gar nicht seit den Tagen meiner Kindheit verändert worden. In der Zeit des unglücklichen Franzosenkrieges hatte der Habergische, wie der Roßgärtnische Kirchhof ganz das Ansehen eines Dorffriedhofs. Außer wenigen alten Bäumen und gewaltigen Leichensteinen, oder einfach begitterten Grabhügeln und Kreuzen war da nichts von Todtenprunk zu sehen, somit auch nichts von profaner Spaziergängerei. Hie und da ein einsam umherwandelnder, oder in Andacht versunkener alter Mensch. Wenn ich das sah, so durchschauerte mich eine Empfindung, wie wenn ich mich in die Atome meines Wesens auflösen gesollt. Es war der menschliche Erden- und Todesschmerz, der schon an meine Kinderseele griff. Die Empfindungen, die Vorstellungen des Todes und der Vergänglichkeit alles Irdischen, der Vernichtung und der Erdennichtigkeit, des Verlebens und Sterbens in allem Leben, des Nichtsseins in allem Dasein und Sein, habe ich auf jenen Gräbern **mit Wollustschmerzen** für mein ganzes Leben in mir entwickelt und meinem ganzen Menschen zu eigen gemacht.«

Von ähnlichen »Wollustschmerzen« berichtet J. C. Heer in seinem autobiographischen Roman »Joggeli«**, die der kleine Held erlitten: »In der Natur hatte er stets irgend ein Heiligtum. Eine Weile war es ein Franzosengrab, das von Vetter Diethelm und anderen Bauern an einem Waldweg entdeckt worden war. Als sie die Gebeine wieder eingescharrt hatten, ging Joggeli, steckte ein glattes Scheit auf das Grab und betrachtete das ‚Ruhe sanft!', das er mit Rotstift darauf geschrieben hatte, selbstgefällig. In der Überzeugung, er habe dem fremden, vergessenen Soldaten wohlgetan, fürchtete er ihn trotz seines Aberglaubens nicht, sondern betrachtete ihn wie seinen stillen Freund, spann an seiner Ruhestatt im grünen Wald Geschichten und sah halb aus seiner Einbildung, halb aus Forstesdämmerung gewoben Schildwachen aus fernen Kriegszeiten durch die Wälder der Heimat gehen.

Dabei wallte etwas durch seine Seele, das war so schön wie die Fluten des grünen Haars im Wasser, und das löste sich in einer Spielerei auf, die nur einem Sonderling einfallen kann. Er dichtete Grabschriften auf Tote und Lebendige, in denen er seiner Zu- oder Abneigung für die Leute seiner Bekanntschaft kräftigen Ausdruck gab und die er je nach neuen Eindrücken verbesserte oder eine Note tiefer stimmte, und wenn es jemanden betraf, der ihm lieb war, dann staunte er selbst, wie warme Worte er für sie fand, und überraschte sich auf dem Wunsche, sie möchten wirklich gestorben sein, damit seine Grabschrift auch gültig für sie wäre. Dann erschrak er über sich selbst, geriet in Gewissensnot über irgend etwas Abgründiges, das in ihm sei, aber es gelang ihm nicht immer, die wie Zwangsvorstellungen auftauchenden Wünsche zu besiegen.« Das Abgründige, das ihm solche Gewissensnot brachte, war wohl trotz der sinnig-träumerischen Art des kleinen Joggeli wenig verschieden von den Haßregungen des »Knaben Wlaß«, den Ossip Dymow*** sagen läßt: »Indes ich den Kopf über dieses

* Bogumil Goltz, Buch der Kindheit. pag. 334—5.
** J. C. Heer, Joggeli, Die Geschichte einer Jugend. pag. 129, 130.
*** Ossip Dymow, Der Knabe Wlaß. pag. 61.

Heft senkte, loderte von Zeit zu Zeit der Haß gegen meinen Lehrer in mir auf, und wie es in jenem Lebensalter bei mir die Regel war — wünschte ich ihm heimlich den Tod.«

Erst am Ausgang der Kindheit, in den Jahren des Gärens und Reifens, fühlt die Seele das Schaurige des Sterbens, ohne sich vor der Majestät des Todes zu beugen. Die Auflehnung der Pubertätszeit gegen diesen bleibt insbesondere beim weiblichen Geschlechte oft lange erhalten und bildet, gespeist aus ihrem Urquell, den infantilen Todeswünschen gegen geliebte Nächststehende, ein unversiegbares Reservoir des Aberglaubens. Dem Jüngling aber mag das Sterben nicht selten ähnliche Gedanken erwecken, wie sie der »Knabe Wlaß«* in seinem fünfzehnten Jahre hatte: »In der Tatsache des Todes schien mir stets etwas Beschämendes, etwas Kleinlich-Schmachvolles enthalten zu sein, was man vor Frauen und insbesondere vor Mädchen geheim halten mußte. Der Tod erschien mir als ein Geheimnis des Lebens, wie die Nacktheit oder wie manche Krankheiten.«

Wenn der Mensch für das Rätsel des Werdens längst die rechte Lösung gefunden, so bleibt ihm doch das Vergehen von unzerreißbaren Schleiern verhüllt, — das unerforschbare Geheimnis des Nirwana.

Dr. H. v. Hug-Hellmuth.

WIE DIE KINDER FABULIEREN. Was die Kinder fabulieren, erzählt im »Berliner Tageblatt« (7. April 1912) eine Volksschullehrerin, Else Fieckel. Es ist ungemein reizvoll, an diese Beobachtungen mit dem Senkblei der Psychoanalyse heranzugehen. Auf den ersten Blick erkennt man die infantilen Sexualtheorien, welche die Kleinen beschäftigen. Auch die Verfasserin muß zugeben, daß »Liebe und Ehe einen beträchtlichen Raum in den Kinderköpfchen einnehmen.« Und auch ihr fällt die Ähnlichkeit der kindlichen Phantasieprodukte mit der dichterischen Schaffensart auf. Gleich in der ersten Erzählung der kleinen Irma finden wir ein schönes Beispiel infantiler Sexualtheorie, noch beeinflußt von der Storchfabel:

»Es war einmal ein Frosch, der hupfte am Wasser rum und quackte in einer Tour. Da kam ein kleines Mädchen und wollte ihn wegjagen. Da schlingte er das Mädchen auf. Mit einem Male kam der Klapperstorch. Der Frosch aber hatte nun einen so dicken Bauch, daß er nicht wegspringen konnte, und der Storch piekte ihn mit seinem langen, roten Schnabel mitten auf den Bauch. Da platzte er, und da kam das kleine Mädchen rausgesprungen und lief schnell nach Hause.« Das antizipierte Zeichen der Gravidät, der dicke Bauch und der Storchschnabel als Pennissymbol, treten in diesen Phantasien deutlich hervor.

Besonders interessant ist in dieser Erzählung der Zusammenhang von Essen und Konzeption, eine Sexualtheorie, welche auch im Mythos und im Aberglauben eine große Rolle spielt.

Eine andere Kleine erzählt von einem Manne und einem Mädchen, welche beide sehr verlassen waren. Sie trafen sich und heirateten. »Am anderen Tag bekamen sie zwei Mädchen, Zwillinge, die nannten sie Luise und Johanna.«

Die überraschende Geschwindigkeit dieser Folgeerscheinung veranlaßt die Autorin zu folgender Bemerkung: »Die Frage, wie es kommt, daß

* l. c. pag. 126.

einer ganzen Reihe dieser kleinen Mädchen, wenn sie zu großen Mädchen herangewachsen sind, Liebe und Ehe zu unbekannten Territorien werden, hat schon manchem grübelnden Kopf Veranlassung zu den aller scharfsinnigsten und geistreichsten Betrachtungen gegeben, ohne daß jedoch des Rätsels Lösung gefunden wäre.« Die Psychoanalyse gibt diese Lösung, indem sie Entstehung und Weiterentwicklung infantiler Sexualtheorien beleuchtet.

Das schönste und lehrreichste Beispiel für die Entstehung des Familienromanes ist die phantasievolle Erzählung der achtjährigen Lucie. Sie zeigt die infantile Libido zum Vater und deren mißglückte Realisierung, sie zeigt zugleich den kindlichen Protest gegen die Großen, welche das kleine Mädchen in Unwissenheit und Dummheit darüber lassen, »wie man es macht«. Das ganze kindliche Seelenleben enthüllt sich in diesen wenigen Worten.

»Es war einmal ein Mädchen, das wollte gerne Königin werden. Und es ging zum Vater und sagte: ‚Vater, ich möchte gern Königin werden!' Der Vater aber gab ihr keine Antwort, denn auf solche Fragen kann man doch keine Antwort geben. Nach einiger Zeit ging das Mädchen wieder zum Vater und sagte: ‚Vater, ich möchte gern eine Königin werden oder eine reiche Frau!' Da sagte der Vater: ‚Eine Königin kannst du nicht werden, aber ich will dir viel Geld geben, dann kannst du einen reichen Mann heiraten.' Da war das Mädchen zufrieden. Aber sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, einen Mann zu heiraten. Da ging das Mädchen zum Vater und fragte ihn: ‚Wie muß ich es machen, daß ich heirate?' Aber der Vater war schon zu alt und wußte es nicht mehr. Da ging sie zur Mutter. Aber die Mutter hatte es auch vergessen, wie der Vater sie angesprochen hatte und wie sie sich dann geheiratet hatten. Und das Mädchen ging hin und versuchte es noch einmal und fing es wieder dumm an. Bald war es überall bekannt, daß das Mädchen mit den Männern so dumm war. Wenn die Männer sie kommen sahen, dann lachten sie sie aus und sagten: ‚Da kommt die Dumme, die nicht weiß, wie man einen Mann heiratet!' Und sie kehrten ihr alle den Rücken. Da starb sie und hatte keinen Mann gehabt!«

Das kleine Mädchen will gerne Königin werden, das heißt, sie will die Stelle der Mutter bei ihrem Vater einnehmen. Naiv fragt sie den Vater; es ist eine Frage der infantilen Sexualneugierde, die sie an ihn richtet. Das beweist der köstliche Zusatz, daß man doch auf solche Fragen keine Antwort geben könne. Die zweite Frage zeigt schon den Ablösungskampf: sie will eine Königin werden oder eine reiche Frau. Wieder fragt sie dann die alte Frage: wie sie heiraten solle. Sie zeigt das ganze Schicksal des Neurotikers in der Folge: sie fängt, in ihren alten Sexualtheorien und im Vaterkomplex verankert, ihre Pläne falsch zu realisieren an. Zugleich meldet sich ein stummer, wilder Trotz gegen die Eltern: seht, durch euer Verborgenhalten werdet ihr mich noch unglücklich machen. Die ganze Tragik des Kinderherzens, das gekränkt sich von den stolzen Großen abwendet, und die Bedeutung des Vaterkomplexes für Entstehung und Entwicklung der Neurose liegen in dieser kleinen Erzählung.

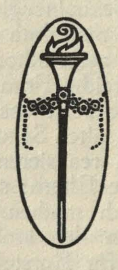
Dr. Theodor Reik.

Mitteilungen.

Wir freuen uns, unsern Lesern mitteilen zu können, daß die »Berner Seminar-Blätter«, Zeitschrift für Schulreform (Organ der Schweizerischen Pädagogischen Gesellschaft), herausgegeben von Dr. Ernst Schneider, Prof. Dr. Oskar Messmer und Dr. Otto von Greyerz, unsern Mitarbeiter Pfarrer und Seminarlehrer Dr. Oskar Pfister in Zürich als Mitredakteur gewonnen haben. Im ersten Heft des VI. Jahrganges (10. April 1912) setzt mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Standpunkt Pfisters die Leitung des Blattes ihre Stellung zur Psychoanalyse mit erfreulicher Offenheit auseinander. ». . . . Wenn wir die Psychoanalyse zum Wort kommen lassen wollen, so geschieht es deshalb, weil uns die eigene praktische Erfahrung zur Überzeugung gebracht hat, daß von ihr eine große Befruchtung der pädagogischen Praxis, besonders der Willensbildung, zu erwarten sein dürfte; dann ist es für den Lehrer wertvoll, wenn er die Fortschritte auf dem Gebiete der Psychologie überhaupt kennt; und zuletzt wollen wir, soweit uns möglich ist, mithelfen, den Streit um die Psychoanalyse von der pädagogischen Praxis aus zu einer, hoffen wir, positiven Abklärung zu führen.«

»Psiche«. Rivista di studi psicologici, herausgegeben von Prof. Morselli (Genua), Prof. Sante de Sanctis (Rom), Prof. Villa (Pavia), redigiert von Dr. Rob. Assagoli (Florenz), enthält im 2. Heft (März-April 1912) des I. Jahrganges eine Reihe auf die Psychoanalyse bezüglicher Artikel und eine umfassende Bibliographie der wichtigsten psychoanalytischen Publikationen.

Soeben erschien im Verlag von Franz Deuticke, Wien und Leipzig: »Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage. Grundzüge einer Psychologie des dichterischen Schaffens.« Von Otto Rank. (Näheres im beiliegenden Prospekt.)



OESTERREICHISCHE ZEITUNGS- UND
DRUCKEREI-AKTIEN-GESELLSCHAFT
(KARL GROAK), WIEN III.

Inhalt des dritten Heftes: